ow

u.
ond

Gipfel und Abgrund.

Vierter Band.

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Vierter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der König hatte seine Fahrt in gewohnter, ein für allemal streng vorgeschriebener Schnelligkeit fortgesetzt, welche durch zahlreiche, auf dem Wege bereitstehende Relais ermöglicht wurde.

„Oft beugte er sich aus dem Schlitten, um den Georg Greigl mit warmer, fast zärtlicher Teilnahme zu fragen, wie er sich fühle und ob er auch im stande sei, den Weg fortzusetzen.

So sehr nun auch den jungen Stallmeister seine Schulterwunde schmerzte, an der das geronnene Blut festgetrocknet war, so sehr er auch zuweilen mit Anwandlungen von Ohnmacht zu kämpfen hatte, so hielt er doch, durch des Königs freundliche Teilnahme erhoben, tapfer aus.

In Oberammergau ließ der König einen der Spitzenreiter zurück mit dem Befehl, auf das schnellste einen Arzt nach dem Linderhof zu bringen.

Eine halbe Stunde später erreichte der königliche Zug das Schloß Linderhof, ganz im Wald am Fuß des Hennenkopfs und neben der Klammspitze gelegen.

Dieser merkwürdige Bau, welcher auf der Stelle eines einfachen Jägerhäuschens des Königs Max errichtet ist, sieht aus, als wäre er einer fürstlichen Laune der Rokokozeit entsprungen. Er erinnert in seiner ganzen Manier und Erscheinung an Trianon und hätte den kleinen, üppigen Festen des Königs Ludwig XV., bei denen die Pompadour und später die Dubarry präsidirten, zur Stätte dienen können. In dem ganzen Bau spiegelte sich die eigentümliche Vorliebe wider, welche König Ludwig II., der während seiner ganzen Regierung so streng und gewissenhaft die konstitutionellen Schranken achtete und niemals in einen Konflikt mit der Verfassung seines Landes geriet, für das absolute altfranzösische Königtum hegte. Sein stolzer, unabhängiger, von der göttlichen Autorität des Königtums überzeugungsvoll durchdrungener Geist fühlte peinvoll und empfindlich die Hemmungen, welche die Verfassung und das Gesetz seinem Willen und den idealen Schöpfungen, die er über die Grenzen menschlicher Mittel ausdehnen mochte, auflegte; sein gewissenhaftes Pflichtgefühl hielt ihn ab, dieser Empfindung in Regierungshandlungen

Ausdruck zu geben, aber er träumte sich in der Einsamkeit, mit der er sich umgab, in die unumschränkte Machtfülle bald des byzantinischen, bald des französischen Königtums hinein und bevölkerte die solchen Launen und Neigungen entsprungenen Bauten mit den Gestalten seiner Phantasie, da er sie mit wirklichem Leben nicht erfüllen konnte.

Das Schloß ist wie gesagt nur klein; es besteht nur aus dem Erdgeschoß und einem ersten Stockwerk. Der Mittelbau, der über dem Sims des Daches aufsteigt, teilt die ganze Front des unendlich zierlichen Gebäudes in drei Teile, eine außerordentlich reiche Architektur zeigend; vier Atlanten tragen den Balkon in der Mitte. Das Hauptgesims darüber stützen sechs Säulen, welche von Viktorinen und Amoretten gekrönt sind. Auf dem Giebel sieht man das von Genien getragene bayrische Wappen. An den Seiten des Giebels erheben sich je zwei Bildsäulen: Ackerbau, Handel, Wissenschaft und Handwerk. Darüber trägt wiederum ein Atlas die Weltkugel. Die beiden Seitenflügel zeigen im ersten Stockwerk neben einem großen, hohen Fenster Bildsäulen des Nähr-, Wehr- und Lehrstandes, sowie des Beamtenstandes. Den Eingang bilden drei prachtvolle Gitterthüren, welche ebenso wie das

Gitterwerk des Balkons außerordentlich reiche Ornamentik zeigen.

Das ganze Schloß war hell erleuchtet. Die großen Einfahrtsthore des hohen Zaungitters, welches das Schloß und den Garten umgibt, standen weit offen, als der königliche Zug in den Hof einfuhr. Lakaien mit Armleuchtern erwarteten den König am Eingange.

Der Kammerdiener Maier und der Hoffourier Hesselschwert traten heran, um ihrem Herrn beim Aussteigen behilflich zu sein.

Der König warf seinen Mantel zurück und rief Greigl, der vom Pferde gesprungen war, heran.

„Du sollst Dich sogleich zu Bett legen," sagte er, „und Dich nicht eher rühren, als bis der Arzt aus Oberammergau dagewesen ist."

„Es wird kaum nötig sein, Majestät," erwiderte Greigl, dessen Blässe im hellen Licht erschreckend hervortrat.

„Ich will es — gehorche!" sagte der König streng. „Du hättest mir sagen sollen," fuhr er mit erhobener Stimme fort, indem er einen scharfen Seitenblick auf den Kutscher und die Piqueurs warf, welche, den Hut in der Hand, rückwärts gewendet auf ihren Pferden saßen, „daß Du Dir unvorsichtig

mit einem Gewehr die Schulter verwundet hast. Ich hätte Dich vom Dienst entbunden, doch da Du nun einmal die Unvorsichtigkeit begangen hast, so will ich, daß Du alle Sorgfalt anwendest, um schlimme Folgen zu verhüten. Sorge dafür," befahl er Hesselschwert, welcher mit dem Kammerdiener verwunderte Blicke wechselte, „daß er eine bequeme Wohnung und alle Pflege findet, die er bedarf!"

Er winkte.

Hesselschwert blieb bei dem Stallmeister zurück, und der König stieg, während der Kammerdiener halb rückwärts gewendet vorantrat, die zu dem Vestibül führende Freitreppe hinauf.

In der Mitte dieses von Säulen aus Untersberger Marmor getragenen Vestibüls erhebt sich eine Reiterstatue Ludwigs XIV. von Bronze. Auf hohem Marmorsockel darüber an der Decke sieht man eine von Genien umschwebte strahlende Sonne mit der Inschrift: „Nec pluribus impar."

Der König blieb einen Augenblick vor dieser Statue stehen, blickte mit schwärmerischem Ausdruck zu derselben empor und hob wie zu grüßender Bewegung die Hand.

„Er war der Herr," flüsterte er leise vor sich hin, „über seinem Haupte strahlte die Sonne königlicher

Allmacht — vor seinem Blick bebte der Meuchelmord zurück. Ich gehe auf steinigem, dornigem Wege, Nebelwolken umhüllen mich, und Buben fürchten sich nicht, aus dem Hinterhalt ihre Waffe gegen mich zu richten. Sie dünken sich mächtiger als der König, da sie sein Leben in ihrer Gewalt haben."

Er trat heftig mit dem Fuß auf den Boden, seine Hände ballten sich, ein furchtbarer, wild drohender Blitz flammte in seinen Augen auf, so daß die mit erhobenen Armleuchtern ringsum stehenden Lakaien zitternd die Augen niederschlugen.

Schnell schritt der König dann über den Vorplatz zu der prachtvollen Doppeltreppe und ging, während sein Gesicht bei dem Anblick der in strahlendem Kerzenglanz schimmernden Pracht der Gemächer sich wieder aufklärte, durch das Gobelinzimmer mit seiner reichen und phantastischen Ausstattung und das daneben liegende Kabinet, das ganz in gelber Seide mit reicher Silberstickerei dekorirt ist und Pastellporträts von hervorragenden Männern und Frauen vom Hof Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. enthält, nach seinem Arbeitszimmer.

In diesem oblongen Raum konzentrirt sich die ganze phantastische Laune des Königs, aus welcher das Schloß hervorgegangen ist. Die Wände sind

mit Spiegeln in prachtvollen Rahmen bedeckt, zwischen denselben sieht man Trophäen, Sinnbilder des Königtums, der Religion, der Wissenschaft und des Gewerbes. In zwei Marmorkaminen brannten helle Feuer von wohlriechendem Holz. Auf diesen Kaminen standen Statuen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Die Decke enthält in kreisförmigen Einrahmungen zwischen reicher Ornamentik ein Bild von Versailles, dann ein Souper bei Ludwig XV. und endlich die Vermählung des Dauphin in der Kapelle von Versailles; ein prachtvoller Kristallkronleuchter, der im Glanz der Kerzen wunderbaren Farbenglanz in seinen Prismen ausstrahlte, hing von der Decke herab; über dem kunstvoll geschnittenen Schreibtisch mit kostbaren Geräten erhob sich ein Baldachin mit dem bayrischen Wappen und reicher Seidenstickerei. Die Tischteppiche und alle Möbel waren von grünem Sammet mit schwerer Goldstickerei. Die Vorhänge des Baldachins sind mit Hermelin gefüttert, so daß derselbe einem prachtvollen Königsmantel gleicht.

In diesem Zimmer, das durch den Lustre und verschiedene große Armleuchter tageshell beleuchtet war, blieb der König stehen.

Er winkte.

Geräuschlos entfernten sich die Diener und schlossen die Thür.

Als der König nun allein war, verschwand die ernste, kalte Ruhe von seinem Gesicht.

Er ließ sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch niedersinken, stützte den Kopf in die Hände und blieb lange Zeit in schweigendem Brüten versunken.

Dann fuhr er empor, sprang auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, während seine Augen unstät und ängstlich umher irrten.

„So weit also ist es gekommen," rief er, „so weit schon wagen sich meine Feinde hervor! Wenn ich dort in den Bergen nicht mehr sicher bin, wo gibt es dann noch eine Sicherheit? Drei Schüsse sind gefallen, ich habe es wohl gehört — ha, ha, sie haben es ernst gemeint, und was diesmal nicht gelang, kann ein andermal gelingen. Aber wo sind meine Feinde — wo sind sie?"

Er blieb vor dem Bilde Ludwigs XIV. stehen.

„Du," sagte er, zu der Statue aufblickend, „Du warst wirklich König — Du führtest nicht bloß den Namen, vor dem sie sich beugen, um das spöttische Lächeln auf ihren Lippen zu verbergen. Vor Dir zitterten die Herzen, indem sie doch zugleich voll

Bewunderung Dir entgegenschlugen — Du hattest Diener, die auf Dein Gebot die Welt durchforscht haben würden, wenn Du sie nach Deinen Feinden gefragt hättest; aber wenn ich etwas frage, wenn ich etwas will, so kommen sie mir mit Gesetzen und Rechten und beweisen mir ganz genau und klar, daß alles in der Welt möglich sei, nur gerade das nicht, was ich will."

Sein Gesicht rötete sich, seine Augen funkelten unheimlich, seine Hände öffneten sich und schlossen sich wieder, und in wilder Unruhe stürmte er auf und nieder, unzusammenhängende und nur halb verständliche Drohungen und Verwünschungen ausstoßend.

Seine rauhe, heisere Stimme klang schauerlich in dem einsamen Gemach wider, bis er endlich wie erschöpft vor seinen Schreibtisch niedersank und abermals lange das Haupt in die Hände stützte.

Dann fuhr er auf und bewegte heftig die Glocke.

Der Kammerdiener Maier trat ein.

Der König sah ihn eine Zeit lang starr an; er schien in seiner Erinnerung zu suchen, indem er mit schmerzvollem Ausdruck die Hand auf seinen Hinterkopf drückte.

„Wie geht's dem Greigl," fragte er dann, „ist der Wundarzt gekommen?"

„Der Arzt ist soeben da, Majestät,“ erwiderte der Kammerdiener; „es ist keine Gefahr, wie er gesagt hat, und in kurzer Zeit wird der Bereiter Greigl wieder hergestellt sein.“

„Man soll es an nichts fehlen lassen zu seiner Pflege,“ befahl der König, „der Arzt soll morgen wieder kommen — sowie der Greigl dazu fähig ist, soll er sich bei mir melden.“

Der Kammerdiener machte ein erstauntes Gesicht.

Bisher hatte der König noch niemals ein besonderes Interesse für den jungen Bereiter gezeigt.

Etwas zögernd erfolgte die Antwort:

„Zu Befehl, Majestät.“

Mit zornig blitzenden Augen trat der König vor und rief drohend:

„Was ist das für ein Gesicht, Maier — wagst Du, nachzudenken und zu urteilen über die Befehle, die ich Dir gebe?“

Maier zuckte zusammen, schlug die Augen vor den drohenden Blicken des Königs nieder und senkte das Haupt auf die Brust.

„O Majestät, wie könnte, wie würde ich das wagen — Eure Majestät wissen ja, daß ich an nichts anderes denke, als alle Befehle meines allergnädigsten Herrn in stummem und blindem Gehorsam auszuführen.“

„Das will ich Dir raten,“ rief der König, „oder, bei Gott, Du sollst meinen Zorn fühlen!“

Noch eine Zeit lang blickte er drohend und forschend auf den Kammerdiener, der gebeugt und zitternd vor ihm stand; dann wurde seine Miene wieder ruhig.

„Hier wenigstens,“ sagte er, „in meiner Einsamkeit will ich frei und Herr sein — hieher sollen die Späherblicke und der Hohn meiner Feinde nicht dringen — hüte Dich also, daß ich nicht Verdacht gegen Dich fasse!“

„Verdacht gegen Euer Majestät treuesten Diener?“ sagte Maier; „o, welch ein Unrecht würde Eure Majestät mir damit thun!“

Der König antwortete nicht.

„Ich kann ihm nichts vorwerfen,“ flüsterte er leise, „aber mein alter Seif ist es nicht. — Ist mein Diner bereitet?“ fragte er dann.

„Zu Befehl, Majestät!“

„Man soll es serviren.“

Maier öffnete die kunstvoll geschnitzten Thürflügel.

Der König durchschritt ein Kabinet, dessen Wände mit Stoffen von Lilafarbe überzogen und durch vergoldete Schnitzereien geschmückt waren, und trat in das länglich runde Speisezimmer.

Die Wände waren geschmückt mit Sinnbildern der Jagd und Fischerei, der Landwirtschaft und Gärtnerei; darüber ein Fries von Kindergestalten, welche diese Beschäftigungen allegorisch darstellten. In außerordentlich reicher Ornamentik sind an den Decken Bilder der Flora, des Bacchus und der Venus; weiter Amor und Psyche und Venus und Amor angebracht; an den Surportes sieht man die Entthronung der Königin Atalia und Esther vor Ahasveros; in der Mitte unter einer Kristallkrone stand ein vollständig gedeckter Tisch mit einem großen Aufsatz voll kunstvoller Porzellanblumen. Ein reiches Buffet, zwei Kamine mit großen Spiegeln darüber und Sessel von rotem Plüsch bilden die übrige Ausstattung des Zimmers.

Mehrere Lakaien in reicher Livree standen zum Dienst bereit an dem Buffet.

Der König blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und übersah das so außerordentlich glänzende und doch zugleich behaglich freundliche Zimmer, das so ganz gemacht schien, um in geistvoller, heiterer Gesellschaft eines jener reizenden Soupers in sich zu schließen, wie sie Ludwig XIV. und Ludwig XV. in ihren besseren Zeiten zu veranstalten wußten.

Ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Fort mit der traurigen Zeit und mit ihren Sorgen!“ sagte er leise; „ich will vergessen — so weit wenigstens reicht noch meine königliche Macht! Noch vier Couverts!“ befahl er.

Augenblicklich stellten die Lakaien noch vier Stühle um den Tisch und legten davor die Couverts, zu denen alles auf dem Buffet bereit war.

Auf dem Tisch war der erste Gang des Diners, eine vortrefflich duftende Bisque, zahlreiche Hors d'oeuvres und Kristallkaraffen mit verschiedenen Weinen und die beliebte Veilchenbowle des Königs aufgestellt.

Auf einen Wink des Königs verschwanden die Lakaien und der Kammerdiener.

Die Thüren wurden geschlossen.

Kaum war der König allein, so wurde seine Haltung leicht und frei, eine glückliche Heiterkeit strahlte von seinem Gesicht.

„Guten Abend, Marquise,“ sagte er, indem er eine Bewegung machte, als ob er mit ritterlicher Galanterie einer Dame die Hand küßte, „guten Abend, meine Herren — wir wollen eine Stunde der sorglosen Freude widmen und die kalte, öde, langweilige Welt da draußen vergessen.“

Er trat zu dem Speisetisch heran und setzte sich auf einen der Sessel.

„Hier, Marquise," sagte er mit einer verbindlichen Handbewegung, „kommen Sie an meine Seite — die Schönheit und Anmut gehört neben den König. Sie, Herzog von Choiseuil, zu meiner Linken, der Herzog von Ayen neben die Marquise und Du, Richelieu, dort, mir gegenüber. Wenn ich Dich neben die Marquise setzte," fügte er lachend hinzu, „so würdest Du ihr die Cour machen, und das darf nicht sein — Du sollst uns Deine besten Geschichten erzählen und Deine beißendsten Bonmots sagen, ohne irgend etwas zu schonen."

Er aß mit sichtlichem Appetit seine Bisque, schenkte ein Glas Xereswein ein und neigte sich mit huldvoller Miene nach den verschiedenen Plätzen hin; er sprach bald nach der einen, bald nach der andern Seite und schien dann wieder auf die Antwort seiner eingebildeten Gäste zu lauschen.

Bald lachte er heiter und fröhlich auf und sagte, den Kopf neigend:

„Bravo, Richelieu — bravo! Ich glaube, Du wirst niemals alt werden, ebenso wie Du niemals jung gewesen bist, denn die Jugend ist freundlich und vertrauensvoll, Du aber bist schon in der Wiege boshaft gewesen."

Dann verfinsterte sich seine Miene.

Mit einer abwehrenden Handbewegung rief er: „Sprechen Sie mir nicht von Ihren Kämpfen mit den Jesuiten, Choiseuil — nicht hier — hier will ich fröhlich sein und lachen, was mir so selten gelingt — ich kenne jenen Kampf — auch ich habe ihn zu kämpfen — aber jetzt nicht — nein, nein, jetzt nichts davon.“

Diese eigentümlichen Gespräche, bei denen die Augen des Königs seltsam fieberhaft glänzten, hinderten ihn nicht, mit dem besten Appetit den verschiedenen Platten, welche auf dem Tisch standen, zuzusprechen und einige Gläser duftenden Bordeaux-weins zu trinken, wobei er sich stets nach dem einen oder dem andern Platz hin verneigte.

Nach einiger Zeit ließ er eine vor ihm stehende Glocke einmal mit hellem Ton anschlagen.

Sogleich senkte sich der Tisch tiefer und tiefer und verschwand endlich in einer Höhlung, die sich in dem Fußboden öffnete.

Nach einer kurzen Zeit, während welcher der König träumerisch dasaß, stieg der Tisch wieder herauf und nahm seine frühere Stelle wieder ein.

Der Aufsatz mit den Porzellanblumen war in der Mitte stehen geblieben, ringsum aber standen neue Schüsseln prächtiger Bergforellen und verschiedene pièces de résistance.

Der König setzte seine Gespräche mit den Schattengestalten seiner Phantasie fort, während er zugleich von einigen Platten kostete. Dasselbe wiederholte sich noch mehrmals.

Der Tisch versank und brachte die verschiedenen Gänge des Diners herauf; endlich das Dessert mit herrlichen Früchten und Sorbets.

Immer hatte der König gesprochen und lachend den Reden, die er zu hören schien, gelauscht; dann auch war er zuweilen wieder längere Zeit in tiefes Sinnen versunken, bis er endlich, nachdem er eine prachtvolle Pfirsich geteilt und die Hälfte der Frucht mit anmutiger Galanterie auf das Couvert an seiner Seite gelegt, sich erhob.

Abermals machte er eine Bewegung, als ob er die Hand einer Dame an seine Lippen führe; dann winkte er mit der Hand und neigte grüßend das Haupt.

„Das war ein Atemzug erfrischenden Lebens," flüsterte er, „nun bin ich wieder allein."

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder.

Er ließ die Glocke dreimal ertönen.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür. Geräuschlos wie ein Schatten trat der Kammerdiener herein.

Der König gab ihm einen Wink, den jener verstand, denn er eilte zum Buffet und brachte seinem Herrn einen goldenen Leuchter mit einer brennenden Kerze von rotem Wachs und Cigarretten auf einer Platte von kostbarer orientalischer Arbeit.

Der König zündete eine derselben an und lehnte sich, die duftenden Wölkchen des türkischen Tabaks vor sich hinblasend, in den Sessel zurück.

„Das kannten sie nicht in jener schönen Zeit," sagte er leise, „und doch ist sie so schön und haucht ein so süßes Vergessen in die Seele. Die Herrscher des Orients haben das freilich kaum nötig, sie haben die Macht, des Staubes niedere Sorgen von sich fern zu halten und Großes und Schönes zu schaffen durch den Augenwink ihres Willens, vor dem es kein Bedenken, kein Zögern gibt."

Er rauchte die Cigarrette nicht zu Ende; der Duft des Tabaks und die Ringelwolken schienen ihm mehr Genuß zu bereiten als das Rauchen selbst.

„Zur Grotte!" sagte er, schnell aufstehend.

Der Kammerdiener eilte voraus, und der König ging, rasch die Zimmer durchschreitend, zu der Freitreppe auf der Gartenseite des Schlosses.

Lakaien mit Windlichtern standen bereit.

Ueber die Gänge des winterlich öden Gartens

war gelber Kies gestreut. Die sonst so prachtvollen Kaskaden lagen ruhig und schweigend da, und der König hatte bald, immer schneller fortschreitend, als ob er dem peinlichen Eindruck dieser winterlichen Starrheit entfliehen wolle, den blätterlosen Laubgang erreicht, welcher zur Höhe der Kaskaden hinaufführte.

Der Park scheint hier durch große Felsstücke verschlossen.

Als der König vor einen mächtigen Felsblock getreten war, drehte sich dieser geräuschlos zur Seite und eine Woge von blauem Licht flutete aus der Oeffnung hervor.

Schnell trat der König ein, nur der Kammerdiener folgte ihm, und hinter demselben schloß sich der Fels wieder.

Ein feenhafter Anblick bot sich dem Auge des Königs dar, das einen Augenblick freudig aufleuchtete, und in der That war das Innere dieses in dem Felsen verborgenen Zaubermärchens wohl geeignet, auch den selbst jedesmal von neuem zu überraschen, der dies alles geschaffen und oft schon gesehen hatte.

Eine weite und tiefe Grotte aus kleinem Tropfstein, der in den verschiedensten Formen und Gruppirungen kleine Abteilungen und Nischen an den

Seiten bildete, schloß einen kleinen, klaren See ein, in den sich ein leise rauschender Wasserfall ergoß; ein großes Gemälde stellte in üppigster Gestaltung den im Venusberge gefangenen Tannhäuser dar, der in zauberischem Rausch träumerisch die Erinnerungen an die Vergangenheit hervorruft. Schwäne ziehen über den See hin, und dies alles war erfüllt von einem wunderbaren blauen Licht, das den ganzen Raum durchstrahlte, ohne daß man entdecken konnte, woher es kam.

An dem Ufer des Sees, an einem Vorsprung neben dem Wasserfall stand ein Tisch und ein Sessel, auf dem Tisch eine goldene Schale mit Sorbet und eine zweite mit kleinen Schnitten von zartem Weißbrot.

Der Kammerdiener blieb am Eingange stehen.

Der König eilte zu dem Platz am See, von dem er das große Tannhäuserbild sehen konnte, und warf mit freundlich nickendem Gruß den Schwänen, welche flügelschlagend ans Ufer kamen, Brotstückchen hin.

Er lehnte sich in den Sessel zurück und ließ lange das Auge auf dem Bilde ruhen.

Dann erhob er die Hand, und plötzlich, ohne Uebergang, verwandelte sich das blaue Licht in einen Glanz von dunklem Rosenrot.

Die ganze Grotte schien verwandelt — es war, als ob alles zu morgenlichtem Leben erwachte — der Wasserfall schien rosige Perlen zu strahlen, das Gefieder der Schwäne leuchtete in wunderbarem Schimmer. Der feuchte Tropfstein schien mit Rubinen und Opalen geschmückt. Am wunderbarsten aber war der Effekt dieses Lichtwechsels auf dem Bilde. Die bisher in bläulichem Licht matt und geisterhaft erscheinenden Gestalten schienen wie von lebendigem, heißem Blut durchströmt; die Augen der Venus lockten in sinnlich lebendiger Glut, es schien, als ob man das Blut in den durchsichtigen Adern strömen sähe.

Der König atmete tief auf, seine Wangen röteten sich, wundersam leuchteten seine Augen. Er streckte die Arme aus und flüsterte:

„Wie schön wäre es, wenn die Tiefe dieses Felsenberges wirklich den Zauber der Venus einschlösse, wenn es möglich wäre, die glühenden Wunder dieses Zaubers zu genießen, und doch Herr darüber zu sein, ihn rufen und verschwinden lassen zu können wie den Duft der Rose, wie des Weines perlenden Geist. Armer Tannhäuser, du warst der Sklave des Zaubers und hast daran deine Seele verloren — der König aber könnte sein Herr sein und mit himmlischen Wonnen sein irdisches Dasein schmücken

— nicht für die Einsamkeit ist diese Wunderwelt geschaffen — was gäbe es Höheres, was gäbe es Herrlicheres, als die Venus zu beherrschen und als Gebieter den Reiz ihres Zaubers zu genießen — warum kann ich die Hand nicht ausstrecken nach solchem Genuß — warum hält mich eine unglückliche, geheimnisvolle Macht davon zurück, da ich doch die Sehnsucht aus meinem Herzen nicht bannen kann?"

Er sank zurück. Noch höher röteten sich seine Wangen; heiße Atemzüge drangen aus seinen geöffneten Lippen hervor; seine Augen hingen mit feuchten, trunkenen Blicken an dem Bilde.

Dann plötzlich schüttelte er den Kopf, schlürfte durstig von dem eiskalten Sorbet und streckte die Hand hoch empor.

Das rote Licht verschwand auf dieses Zeichen ebenso schnell, wie vorher das blaue verschwunden war, und ein blendender, rein weißer Glanz erfüllte den Raum.

Wunderbar veränderte sich bei diesem Wechsel der Eindruck der Scenerie. Das weiße Licht gab der ganzen Grotte ein starres, winterlich kaltes Aussehen. Die Kaskade glich einem stäubenden Schneefall, und die zackigen Bildungen des Tropfsteins glichen blinkenden Eiszapfen, die Figuren des

Venusbildes wurden starr und kalt, wie von Marmor gemeißelt. Die Augen der Göttin blickten streng und fast drohend, statt der üppigen süßen Lockungen, die sie vorher ausgestreut hatte.

Fast hätte man sich der Täuschung hingeben können, als ob bei diesem Lichtwechsel auch die Temperatur herabsinke. Selbst die Schwäne schienen davon betroffen und hielten ihre Bewegungen an, so daß sie silbernen Gebilden glichen.

Der König drückte die Hände auf seine Stirn und atmete tief auf.

Die Kühle schien ihm wohlzuthun.

Er schlürfte abermals von dem Sorbet in der goldenen Schale.

Dann aber durchlief ein Schauder seine Glieder.

„Nein, nein," sagte er, „nein, das ist kalt, das bringt zu eisig in die Augen und das Herz — das gleicht zu sehr der wirklichen Welt da draußen, in der auch alles so hart, so erbarmungslos uns entgegentritt, und das ertrage ich nicht — die warme Glut des berauschenden Genusses vermag ich nicht zu erfassen, nicht zu bannen und zu beherrschen mit meinem königlichen Willen. So mag denn der Traum mich umgeben, der wenigstens die Ruhe der Seele bringt."

Wieder erhob er die Hand, das weiße Licht verschwand, und wieder durchfloß wie anfangs das blaue Licht den Raum.

Die Entfernungen schienen sich zu erweitern, wie schwankende Schatten erschienen die Gestalten des Bildes, nebelhaft schimmerten die fallenden Wasser.

Der König lehnte das Haupt gegen die Tropfsteinwand; die Hände sanken in seinen Schoß, die weit geöffneten Augen schienen den Blick zu verlieren.

Wohl eine Stunde saß er so in träumender Ruhe unbeweglich da.

Dann endlich fuhr er auf, drückte mit der Hand den Hinterkopf und erhob sich schnell.

„Das thut wohl," sagte er, „das ist wunderbar — diese Farbe beruhigt — ist darum der Himmel blau, weil im Blau die Ruhe und in der Ruhe die Seligkeit ist? Ich will schlafen."

Schnell schritt er dem Ausgange zu, neben welchem Maier ihn erwartete.

Der Felsblock rückte wieder an seine Stelle, so daß man außerhalb keine Spur mehr von dem Eingang in die Wundergrotte entdecken konnte.

Fröstelnd kehrte der König, dem die Lakaien mit den Windlichtern voranschritten, nach dem Schlosse zurück und begab sich in sein Schlafzimmer, welches

durch das Lilakabinet von dem Speisesaal getrennt ist und den größten Raum im ganzen Hause bildet.

Reiche Goldstickerei schmückte die Vorhänge und Decken des großen, prachtvollen, geschnitzten und vergoldeten Himmels. Dieselben Stoffe bekleideten die Möbel; in außerordentlicher Pracht schimmerten die Toilettegegenstände, und die Decken zeigten meisterhafte Gemälde von Spieß — Apollo mit dem Sonnenwagen und Ludwig XV., von Genien umgeben, zum Himmel aufschwebend.

Schnell ließ sich der König entkleiden. Die Kerzen wurden ausgelöscht, nur ein blaues Nachtlicht erfüllte den großen Raum mit seinem matten Schimmer, und bald zeigten tiefe Atemzüge, daß der Schlummer sich auf des Königs müdes Haupt herabgesenkt.

Gegen Mittag des nächsten Tages war der König erwacht, er hatte schnell seine Toilette gemacht und nur ein flüchtiges Frühstück genommen.

Dann begab er sich in das Spiegelzimmer des Schlosses, einen großen Raum, dessen Wände und Thürfüllungen ganz mit Spiegeln und geschnitzten Rahmen mit reicher Vergoldung bedeckt waren.

In einer ebenfalls ganz mit Spiegeln ausgefüllten Nische stand ein kostbarer Marmortisch mit dem

bayrischen Wappen in Marmormosaik. Marmorgruppen in kunstvoller Ausführung erhoben sich auf den Konsolen, Porzellantische trugen Gemälde, die Krönung Ludwigs XV., und ein Spiel in der Spiegelgalerie zu Versailles darstellend.

Die beiden Kamine sind von Lapislazuli und Goldbronze, sie tragen Marmorgruppen: die Entführung der Helena und den Raub der Proserpina. Die Decke zeigt in reicher Ornamentik ein Gemälde: Venus im Bade.

Die Möbel von Rosenholz sind mit hellblauer Seide gepolstert und reich mit Silber gestickt.

Am Fenster befindet sich ein Arbeitstisch des Königs, darauf eine Marmorstatue Ludwigs XV. und ein Schreibzeug von Porzellan, auf welchem die Erd- und Himmelskugel als Gefässe dienen, daneben eine Krone als Glocke.

Der König befahl, den Hoffourier Hesselschwert zu rufen, und setzte sich vor seinen Schreibtisch.

Trotz des langen Schlafes sah er bleich und erschöpft aus, dunkle Ringe umgaben seine müden, eingesunkenen und doch fieberhaft glänzenden Augen, seine zitternden Hände warfen Feder und Bleistift unruhig hin und her.

„Es ist nicht zu ertragen,“ sagte er heftig,

„meine Kraft erliegt an dieser ewigen Qual — niemals eine Freude — niemals eine Erquickung, und der Schlaf selbst wird mein Feind, dieser tückische Schlaf, der anderen Menschen, den Tieren, den Pflanzen sogar Erquickung bringt — mich hetzt er mit schauerlichen Träumen bis zur Erschöpfung."

Der Hoffourier Hesselschwert trat ein und nahte sich in tiefer Verbeugung dem Schreibtisch des Königs, der ihm ungeduldig mit der Hand winkte.

„Nun," rief er, „was gibt's Neues — was bringst Du da — vom Sekretariat? Natürlich wird's wohl etwas Erfreuliches nicht sein — deswegen will ich's mir auch nicht von ihnen vortragen lassen, die sich nur freuen, wenn ich mich ärgern muß, und im stillen triumphiren, wenn sie die Machtlosigkeit des Königs sehen. Gib her, damit ich so schnell als möglich diese Staatsfadaisen abmache; denn ein wirkliches, richtiges Regieren," fügte er leise hinzu, „kann doch nur möglich sein, wenn erst das neue Sonnenkönigtum, das ich in meiner Seele trage, eingerichtet sein wird."

Der Hoffourier öffnete eine große schwarze Mappe, welche er mitgebracht, und legte einen Stoß Papier vor den König.

„Was ist das?" sagte der König, einzelne Bogen

nach der Reihe durchblätternd, „eine Gesetzesvorlage für die Kammern, Ernennungen, Begnadigungsgesuche — die Minister haben ja schon unterzeichnet — kontrasignirt nennen sie das in ihrem parlamentarischen Jargon. Nun," rief er hohnlachend, „wenn die Herren Minister darunter stehen, dann wird es ja wohl recht sein, also schnell fort damit!"

Er tauchte eine Schwanenfeder ein und unterzeichnete rasch alle die einzelnen nach einander bereit gelegten Schriftstücke.

Hesselschwert streute Goldsand über die königlichen Unterschriften und that die Papiere wieder in die Mappe zurück.

„Nun, ist's noch nicht gethan?" fragte der König, als er seine letzte Unterschrift gegeben hatte. „Da liegt ja noch ein ganzes Paket — was ist denn darin?"

Er blickte scheu, während seine Finger noch heftiger zuckten, auf ein Konvolut von Papieren, welche Hesselschwert mit etwas verlegener Miene in der Hand hielt.

„Eure Majestät halten zu Gnaden," antwortete er auf des Königs Frage, „der Herr Hofsekretär hat mich besonders beauftragt, Eure Majestät zu bitten, daß Allerhöchstdieselben diesen unangenehmen

Dingen hier Allerhöchstihre gnädige Aufmerksamkeit schenken möchten, da es durchaus notwendig sei, daß Sie von denselben Kenntnis nehmen."

„Unangenehme Dinge!" rief der König. „Warum immer unangenehme Dinge?"

Hesselschwert zuckte die Achseln.

„Es sollte sich doch ein Weg finden lassen," sagte er, „um Eurer Majestät all diesen Kummer zu ersparen."

„Nun, was wär's denn?" rief der König, indem er hastig die Hand nach den Papieren ausstreckte.

Zögernd reichte ihm Hesselschwert das Konvolut.

„Es sind, Majestät," sagte er, „es sind Klagen, welche von den Lieferanten für Eurer Majestät Bauten gegen die Kabinetskasse angebracht sind."

Noch dunklere Glut flammte in des Königs Gesicht auf.

Mit zitternden Händen durchblätterte er die Papiere.

„Klagen," rief er, „Klagen und Klagedrohungen, und da auf dem einen von diesen elenden Schriftstücken steht: ‚Im Namen des Königs!' Sie wagen es, ihren Herrn zu verklagen, und in meinem Namen wagen es meine Gerichtshöfe, über mich urteilen zu wollen — o, welch eine Welt — welch eine Welt

— was werdet ihr dazu sagen, ihr wahren Könige, die ihr einst in Versailles eure Sonnenkrone trugt? Nach eurer Höhe sehnt sich mein Herz — wie ihr möcht' ich Licht und Leben und Glück ausstrahlen lassen von der königlichen Sonnenkrone, und nun bin ich so tief herabgesunken wie der unglückliche sechzehnte Ludwig und werde verurteilt von den Gerichten, die noch zum Hohn in meinem Namen sprechen."

Er knitterte die Papiere durcheinander und schleuderte sie von sich.

„O Majestät," sagte Hesselschwert, „wie mögen Allerhöchstdieselben solch einen Vergleich brauchen — es handelt sich ja nur um Geld — es ist freilich unerhört frech von den Leuten, aber —"

„Nur um Geld!" rief der König. „O, ist das nicht schlimmer, tausendmal schlimmer, als einen König auf das Schafott zu führen, wie sie's mit Karl I. und Ludwig XVI. gethan haben? Das ist ein ungeheures, rücksichtsloses Verbrechen, bei welchem die Weltgeschichte ihren Lauf anhält und alle Völker erbeben. Am Schafott steht der König immer auf seiner Höhe himmelhoch über seinen Mördern, die dann erst fühlen, daß in ihm der Mittelpunkt der ganzen Welt liegt; aber wenn man den König

verurteilt wegen elenden Geldes — wenn das möglich ist in einem Lande, das sich eine Monarchie nennt, das ist gemein, so gemein, daß der Sprache dafür das Wort fehlt. Durch das Blut leuchtet der Glanz der Krone, aber im Schmutz muß er untergehen!"

Der König sprang auf und eilte im Zimmer umher, während Hesselschwert mit niedergeschlagenen Augen neben dem Schreibtisch stehen blieb.

Immer heftiger wurde seine Aufregung.

„Und was," fragte er endlich schwer atmend, indem er vor dem Fourier stehen blieb, „was meint der Hofsekretär, daß die Folge davon sein wird?"

Hesselschwert zuckte die Achseln.

„Der Herr Hofsekretär meinte," sagte er, „daß durchaus Rat geschaffen werden müsse — es dürfe Eurer Majestät nicht verborgen sein, daß die Gerichte durch die Gesetze gezwungen werden und gesetzliche Macht hätten, im äußersten Falle Zwangsvollstreckung —"

Der König zuckte bei diesen Worten in furchtbarer Aufregung zusammen.

„Das ist es, das ist es!" rief er, indem er die geballten Hände drohend erhob; „dahin wollen sie es treiben — das Gerichtsgeschmeiß soll mit Gewalt zum Könige dringen, dem die höchsten Würdenträger

noch nicht ungerufen nahen dürfen — mein Gott, mein Gott, wo ist dein Blitz, um solchen Frevel zu rächen! Höre, Hesselschwert, nimm die tüchtigsten von unseren Leuten, die mutigsten und entschlossensten Chevauxlegers, bewaffnet euch bis an die Zähne und bildet eine Wache rings um mich her — ihr müßt dem frechen Gesindel den Eintritt wehren — schießt auf sie — es ist nicht möglich, es kann, es darf ja nicht möglich sein, daß sie kommen, um Hand an des Königs Eigentum zu legen."

„Majestät," sagte Hesselschwert ganz zitternd, indem er ängstlich in das bewegte Gesicht des Königs blickte, „es wird ja dahin nicht kommen — es muß ja Rat geschafft werden."

„Rat geschafft," sagte der König, indem er ihn starr ansah, „wie ist das möglich? Die elenden Minister zittern ja feige vor diesen sogenannten Gesetzen — durch ein jüdisches Geschäft haben sie mir jene sieben Millionen geschafft, zu deren Bezahlung ich mich einschränken soll, wie es des Königs unwürdig ist, und mein Großvater hat doch zwanzig Millionen und mehr für seine Bauten ausgegeben, und noch heute wird sein Name dafür gerühmt. Was für ihn möglich war, muß doch für mich möglich sein! Sie sind feige — feige — feige — o

mein Gott, warum habe ich nicht fest bestanden auf meinem Willen! Ich habe damals, als der Löher den Orient bereiste, ihm den Auftrag gegeben, ein Gebiet zu suchen, das ich kaufen könnte mit freier Souveränität, und wäre es ein kleines Fürstentum gewesen — wäre es in Asien oder Afrika gewesen, dort hätte ich glücklich leben können und Großes und Schönes geschaffen. Der Löher konnte das nicht finden, was ich suchte, er riet mir ab von meinem Plan — er bat mich so dringend, darauf zu verzichten. Ich traute ihm, aus den Bergen kamen sie zu mir und baten mich, die Regierung zu behalten; er hat's auch nicht ehrlich zu mir gemeint, aber ich muß fort, fort — aus dem undankbaren Volk hinaus, das solche Schmach auf den König häufen läßt — wohin habe ich mich nicht schon gewendet und immer vergeblich — immer vergeblich!"

„Geben Eure Majestät die Hoffnung nicht auf — es sind ja nur noch sechs Millionen, die zu bezahlen sind, wie der Herr Hofsekretär sagt."

„Sechs Millionen!" fuhr der König auf; „und dann, wenn ich das elende Geld wieder durch ein jüdisches Geschäft zusammengebracht habe, dann soll ich dasitzen wie ein Schulknabe mit seinem Taschengeld

und soll meine Bauten, meine Schöpfungen, die mir an die Seele gewachsen sind, aufgeben, meine einzige Lebensfreude verlieren! Nein, nein, mit jenen sechs Millionen ist nichts gethan, zwanzig muß ich haben, zwanzig, um wenigstens das vollenden zu können, was ich begonnen. Kann man mir das nicht schaffen, so will ich das schändliche Land, in dem der König zum Bettler gemacht werden soll, verlassen. Ja, bei Gott," fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, „dann wäre es besser, aus dem Leben zu scheiden, das ja ohnehin keinen Wert mehr für mich hat, wenn sein einziges Licht, seine einzige Freude wieder zerstört wird."

Hesselschwert erschrak und machte eine abwehrende Bewegung des Entsetzens, aber er sprach kein Wort, aus Furcht, den König noch mehr zu reizen, der immer noch in heftigster Bewegung auf und ab schritt.

„Ich werde mir überlegen," sagte er, „was ich noch thun kann. Halte Dich bereit, Du sollst nach Regensburg, vielleicht auch nach Wien — dort wäre noch Verständnis für meine Lage, noch Hilfe möglich."

„Und würden Eure Majestät nicht," wagte endlich Hesselschwert scheu und ängstlich zu sagen, „dem Ministerium noch einmal den Befehl senden, die Sache zu ordnen?"

„Sie sind feig," rief der König, „sie werden mit den Kammern verhandeln, und dann werden sie mich auf sechs Millionen beschränken wollen. Was soll ich dann machen, wie meine Bauten vollenden!?"

Er blieb einen Augenblick sinnend stehen.

„Und doch," sagte er dann, „doch möchte ich's noch einmal versuchen bei ihm, der mir doch immer treu war — gegen den ich das Vertrauen nur so schwer aufgeben kann. Sage dem Hofsekretär," fuhr er fort, „daß er an den Minister von Lutz auf meinen Befehl den Auftrag senden soll, sich darüber auszusprechen, was zu geschehen hat. Er soll mir das Schreiben morgen zeigen, und dann soll es ein Stallmeister nach München bringen. Der Finanzminister ist schuld an allem — er ist der schlimmste — wäre ein anderer Finanzminister da, so würde alles gehen. Ich muß darüber nachdenken — nachdenken — nachdenken," wiederholte er, mit der Hand über den Hinterkopf fahrend; „das Nachdenken wird mir schwer," fügte er leise hinzu, „und das alles ekelt mich so tief an, daß ich vor mir selbst flüchten möchte in noch tiefere Einsamkeit."

Er blieb unbeweglich stehen, die Augen starr vor sich auf den Boden geheftet.

Die Hand, mit welcher er über sein Haupt

gefahren war, hielt eine Locke seines Haares, und seine Finger drehten dieselbe in zuckender Bewegung.

Lange stand er so da, einem Wachsbild ähnlich, an dem nur die Fingerspitzen lebten.

Auch Hesselschwert rührte sich nicht.

Er blickte ängstlich und erwartungsvoll auf den König.

Als endlich mehr als eine halbe Stunde vergangen war, schüttelte der König den Kopf und blickte, wie aus tiefem Traum erwachend, umher. Sein Gesicht war ruhiger, seine Blicke freundlicher.

„Da ist mir wieder der Morgen verdorben worden,“ sagte er traurig. „Du weißt also, was ich Dir gesagt habe. Doch nun kein Wort mehr davon — hinaus aus dieser elenden Zeit — allein kann ich nicht sein — sie würden heute nicht kommen, meine freundlichen Gäste, mit denen ich gestern soupirte, und sie, die immer kommen, der treue, fromm ergebene sechzehnte Ludwig, die edle Maria Antoinette, mit ihnen würde ich heute nicht den rechten Ton treffen, denn ich beneide sie um ihr großes, erhabenes Unglück. Ich will zur Hundinghütte hinauf — Du sollst mit und die anderen, weißt Du — die Chevauxlegers vom Dienst. Geh, besorge das alles. Den Maier will ich nicht mit, er fängt

an, einen Blick anzunehmen, der mir nicht gefällt. Was macht der Greigl?"

„Der Arzt war heute in aller Frühe schon hier," erwiderte Hesselschwert, „er ist fieberfrei — es war ein Streifschuß, der nur eine Fleischwunde gemacht."

Der König sah ihn mit scharf durchdringenden Blicken an.

„Es war eine große Unvorsichtigkeit von ihm," sagte er, „so leichtsinnig mit einem Gewehr umzugehen — er kann von Glück sagen, daß er diesmal so leicht davongekommen ist. Ist er auf?"

„Zu Befehl, Majestät."

„So schicke ihn her — ich muß ihm noch einmal seine Ungeschicklichkeit vorhalten — gestern habe ich das wohl nicht scharf genug gethan, weil ich ihn leidend glaubte. Du bereite inzwischen alles für die Hundinghütte vor."

Hesselschwert ging, rückwärts schreitend, hinaus, indem er sich an der Thür noch einmal fast bis zur Erde verbeugte.

Einige Augenblicke darauf kratzte es von außen an der Thür, und Greigl trat ein, verneigte sich tief und blieb dann in militärischer Haltung neben der Schwelle stehen.

Er war bleich und zeigte eine leichte Unsicherheit

in seiner Haltung; aber dankbare Freude leuchtete aus seinem zum König aufgeschlagenen Blick.

Dieser betrachtete ihn mit freundlichem Wohlwollen.

„Ich freue mich,“ sagte er, „daß es Dir gut geht und daß Du keine ernste Verwundung davongetragen hast.“

„O Majestät,“ rief Greigl, „fast möchte ich wünschen, daß ich ernster für meinen allergnädigsten König zu leiden hätte!“

„Spare das auf für bessere Gelegenheit,“ sagte der König, „Du hast mir das Leben gerettet, und das ist genug. In einigen Tagen wirst Du so weit sein, um mich begleiten zu können; bis dahin schone Dich. Daß die Wunde nur gering ist, erleichtert die Geheimhaltung, die ich Dir nochmals auf das strengste befehle. Du bist ungeschickt gewesen mit Deinem Gewehr auf der Reise, bei einem Relais — erfinde, was Du willst, aber erfinde es glaubhaft, und ich bin wegen Deiner Ungeschicklichkeit und Deines Leichtsinns sehr zornig — hörst Du wohl?“

„Zu Befehl!“ erwiderte Greigl, indem er sich mit zerknirschtem Gesicht tief verneigte.

„Nun aber geh — Du wirst Dich jeden Morgen bei mir melden und mir über Dein Befinden Bericht

erstatten. Für Deine Zukunft werde ich sorgen, wie ich Dir versprochen habe. Laß Dir vom Gärtner einen Rosenstrauß geben und schicke ihn der kleinen Lisi, sie hat ja einen großen Teil daran, daß alles gut ablief, und wird sich freuen, zu hören, wie's Dir geht. Schreibe ihr aber kein Wort, durch welches das Geheimnis verraten werden könnte, wenn der Brief in falsche Hände fiele; hörst Du wohl?"

„Zu Befehl, Majestät! Bei Gott im Himmel, Eure Majestät dürfen mir glauben, daß ich mit Freuden für Sie sterben würde."

„Lebe für mich," sagte der König ernst, indem er dem Greigl auf die Schulter klopfte, „ich habe treue Diener nötig."

Er winkte.

Greigl zog sich glückstrahlend zurück.

Auf den Schall der Glocke erschien der Kammerdiener Maier.

Der König sah ihn starr, mit durchdringenden, fast drohenden Blicken an.

Maier stand gebeugt da und schlug die Augen nicht auf.

„Ist der Wagen bereit?" fragte der König.

„Zu Befehl," erwiderte Maier.

Der König schritt rasch durch die Zimmer, eilte

die Treppe hinab und stieg vor dem Schloß in einen kleinen, einsitzigen Wagen, der mit zwei kräftigen Bergpferden bespannt war und nur von einem Kutscher geführt wurde.

So fuhr er den Bergweg hinauf, bis er nach etwa einer Stunde zu einer im dunklen Wald am Fuß der Kreuzspitze gelegenen Schlucht kam.

Hier befand sich neben einem kleinen See eine eigentümliche, den amerikanischen Blockhäusern ähnliche, ziemlich geräumige Hütte aus unbehauenen Baumstämmen.

Vor dieser Hütte sah man einen ebenso einfachen Brunnen am Ufer des Sees; halb aufs Land gezogen lag ein roh gearbeiteter Einbaum.

Der König stieg vor dieser Hütte, welche vollständig eine altgermanische Ansiedlung darstellte, aus, und der Wagen verschwand schnell unter dem dunklen Schatten der Bäume, so daß nun das Bild einer altgermanischen, urwüchsigen Ansiedlung durch nichts gestört wurde.

Der König blickte umher und sprach seufzend:

„O, daß es nur möglich ist, die Kraft und Treue der alten Zeit in der Form wieder herzustellen! Der Geist bleibt versunken in den unergründlichen Tiefen der Vergangenheit, und auch des

Königs Machtwort vermag es nicht, ihn wieder heraufzubeschwören."

Er öffnete die roh gezimmerte Thür des Blockhauses und ein wunderbar malerischer Anblick zeigte sich ihm.

Das Innere des Blockhauses war ganz genau der Wohnung des Hunding in Wagners Walküre nachgebildet. Auf einem rohen Kochherd brannte ein Feuer, an einem Spieß steckte ein Wildbraten, kräftiger Duft stieg aus den umherstehenden primitiven Geschirren; altgermanische Waffen und Trinkhörner hingen an den Wänden; verschiedenartige Tierfelle von Bären, Wölfen und Büffeln bedeckten den Boden und die Bänke, eine Kienfackel brannte neben dem Herd, und in der Mitte des ganzen Raumes stand eine Esche mit dem tief darin eingesteckten Welsungenschwert.

Der Raum war nicht unbelebt, wie man es in dieser Waldeinsamkeit hätte vermuten sollen. Fast hätte man glauben können, daß die alte Zeit wirklich wieder aus den Tiefen der Vergangenheit heraufgewachsen sei. Auf den Fellen lagerten kräftige, schöne Männergestalten mit leinenen und wollenen Wämsern, Bandschuhen und Tierfellen bekleidet.

Es waren Stallbediente und Chevauxlegers von

des Königs Dienst, die sich vollkommen für diese Kostüme eigneten und mit täuschender Wahrheit, mehr wie dies jemals wohl auf der Bühne vorgekommen sein mag, ein altgermanisches Trinkgelage darstellten.

Hesselschwert, in gleichem Kostüm wie die übrigen, füllte die Trinkhörner aus großen Krügen mit einem süßen Met, der ganz besonders für diese Gelegenheit gebraut wurde.

Beim Eintritt des Königs erhoben sich die Männer, neigten sich tief und stießen schallend die Hörner gegen einander, indem sie laut riefen:

„Heil unserem königlichen Herrn! Heil — Heil!“

Stolz blickte der König im Gemach umher.

Er nahm aus Hesselschwerts Händen ein besonders schön gearbeitetes und reich mit Gold verziertes Trinkhorn und berührte dasselbe, das Haupt neigend, mit seinen Lippen.

Dann ließ er sich auf einen mit prachtvollen Bärenfellen bedeckten Sitz nieder.

Auf seinen Wink lagerten sich die Männer wieder und begannen, immer weiter trinkend, eine ungezwungene Unterhaltung, deren Ausdrucksweise so gut als möglich den altgermanischen Verhältnissen angepaßt war, deren Inhalt jedoch sehr wenig zu der alten Zeit paßte, die hier dargestellt werden sollte.

Der König aber schien davon nichts zu hören — sein Auge ruhte wohlgefällig auf den schönen, kräftigen Gestalten, und er schien sich mehr mit deren Mienen und Bewegungen als mit dem Inhalt ihrer Rede zu beschäftigen.

Hesselschwert verteilte gebratenes und geräuchertes Fleisch, und alle zeigten sich in ihrem Appetit beim Essen und Trinken der germanischen Altvordern würdig.

Immer höher glühten die Augen, immer lauter und freier wurde die Rede.

Im Anschauen verloren saß der König da, ohne durch einen Wink oder ein Wort sich in die Unterhaltung zu mischen.

Wohl eine Stunde mochte so vergangen sein, als ein leises Klopfen ans Fenster ertönte.

Hesselschwert eilte hinaus, kehrte nach einigen Augenblicken wieder zurück und reichte dem König ein kleines, zusammengefaltetes Papier.

Aus seinen Träumen auffahrend, durchlas der König den Inhalt.

Dann sprang er schnell auf.

„Bleibt alle hier," befahl er, „laßt euch nicht stören!"

Er verließ die Hütte durch die Thür, welche Hesselschwert ihm öffnete.

Draußen stand ein schwarzgekleideter Mann mit einer Seidenmaske, welche sein ganzes Gesicht bedeckte.

„Kommen Sie," sagte der König, „folgen Sie mir."

Schnell ging der König wieder am Ufer des Sees hin dem Walde zu; der Verlarvte folgte.

Bald kamen sie an eine kleine Eremitage, ganz unter den Bäumen verborgen.

Der König öffnete die Thür und trat mit seinem Begleiter ein.

Der kleine, behagliche Raum zeigte niedlich und elegant wie eine Theaterdekoration die Wohnung eines Einsiedlers.

Der König setzte sich auf eine hölzerne Bank nieder; sein Begleiter blieb vor ihm stehen und enthüllte, die Maske abnehmend, das blasse, welke Gesicht des Ritters Geraint.

„Bitte um Verzeihung, Majestät," sagte er mit dem Ausdruck unruhiger Erregung, „daß ich es gewagt habe, Allerhöchstdieselben bis in Ihre Einsamkeit zu verfolgen, aber die Sorge um Eure Majestät, sowie meine Pflicht, über den königlichen Herrn der Tafelrunde des Grals zu wachen, zwingt mich dazu."

„Was haben Sie?" fragte der König ängstlich.

„Majestät," erwiderte Geraint, „durch die Fäden,

welche ich überall hin gesponnen habe, wo meines Königs Feinde sind, habe ich entdeckt, daß ein höllischer Anschlag gegen meinen erhabenen Herrn geplant wird — man will es wagen," fuhr er schaudernd fort, „feige Mordwaffen gegen das Leben Eurer Majestät zu richten. Wie und wann und durch wen das Entsetzliche geschehen soll, das habe ich noch nicht zu durchdringen vermocht, aber auch darüber hoffe ich bald Licht zu erhalten. Zunächst bin ich hieher geeilt, so schnell die Pferde mich tragen konnten, um Eure Majestät zu warnen und Sie anzuflehen, daß Sie die Straßen und Berge vermeiden und sich mit den allertreuesten, zuverlässigsten Personen umgeben mögen."

Des Königs Hände zitterten; seine Wangen glühten, aber er bezwang seine Bewegung, hob stolz das Haupt empor und sagte:

„Das, wovor Sie mich warnen in treuer Wachsamkeit, mein Ritter Geraint, ist geschehen."

„Geschehen!" rief Geraint. „Mein Gott, so kommt meine Warnung zu spät?"

„Sie wäre zu spät gekommen," erwiderte der König, „wenn Gott nicht schützend seine Hand über meinem Haupt gehalten hätte. Der Mordanschlag ist ausgeführt, aber wie Sie sehen, lebe ich und bin

unversehrt. Das Blut eines treuen Dieners ist für mich geflossen, aber auch sein Leben hat Gott beschützt. Die Mörder sind entflohen, ich will sie nicht verfolgen."

Geraint atmete erleichtert auf.

„Der Himmel sei gelobt für seinen Schutz!" sagte er. „Ja, Eure Majestät haben recht — das ungeheure Aufsehen, welches ein Bekanntwerden des verruchten Anfalls in ganz Europa erregen würde, die Einschreitung der Gerichte, deren Thätigkeit, einmal eröffnet, der Einwirkung Eurer Majestät entzogen wäre, rate ich dringend, zu vermeiden."

„Ja, ja," rief der König, „keine Gerichte, keine Gerichte!"

„Eure Majestät," fuhr Geraint fort, „haben treue Freunde und Wächter an den Rittern des heiligen Grals. Mein heutiges Kommen, wenn auch verspätet, ist doch für unsere Thätigkeit ein Beweis, die im Verhältnis zu unseren Mitteln eine sehr ausgedehnte ist. Wollen Eure Majestät hierauf vertrauen."

Der König erhob sich: „Ich danke Ihnen, Ritter Geraint. Jetzt eilen Sie zurück, niemand darf wissen, daß Sie hieher gekommen. Anweisung erhalten Sie auf bekanntem Wege." Er drängte fast ängstlich Geraint aus der Eremitage hinaus.

Dieser legte auf der Schwelle die Maske wieder vor sein Gesicht und schritt unter den Bäumen weiter bis zu einer Stelle hin in der Nähe der Hundinghütte.

Hier fand er einen Reitknecht mit zwei Pferden.

Er schwang sich in den Sattel und ritt durch einen engen Waldweg davon, bis er die große Straße erreicht hatte.

Nachdem er etwa hundert Schritte auf derselben fortgeritten war, nahm er die Maske ab und setzte dann in schlankem Trabe seinen Weg fort.

Der König verließ nach einiger Zeit ebenfalls die Eremitage. Er ging bis in die Nähe des Hundinghauses. Er winkte nach dem Walde hin. Sein kleiner Wagen kam sogleich heran. Er stieg ein und fuhr, das Haupt auf die Brust gesenkt, auf dem Wege nach Linderhof zurück, während von der Hundinghütte Gesang und lautes Lachen herüberschallten.

Der König trat an den Schreibtisch und schrieb hastig eine Anweisung, die er dem Lakaien zur sofortigen Besorgung an den Hofsekretär übergab. Plötzlich richteten sich die Augen starr auf eine in reichem Rahmen auf dem Schreibtisch stehende Photographie, die Photographie des Prinzen Otto.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Tiefe Stille lag über der Waldeinsamkeit des Schlosses Fürstenried, der Residenz Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Otto von Bayern, den das Volk von München vordem als jungen, eleganten, lebenslustigen Herrn in seiner Mitte gesehen und überall, wo er sich zeigte, mit sympathischen Kundgebungen begrüßt hatte.

Nun war der frische, so freundliche und so fröhliche Bruder des Königs seit lange den Blicken des Volkes entschwunden, und mit wehmütiger Teilnahme hörte man von den traurigen Fortschritten, welche die geistige Umnachtung des zunächst zur Thronfolge berufenen Prinzen des königlichen Hauses in unaufhaltsamer Steigerung machen solle.

Er war fast wie ein Toter vergessen, und wenn man sich seiner erinnerte, so geschah dies mit dem tief schmerzlichen Gefühl, das am Grabe schöner,

freundlicher Hoffnungen das menschliche Herz bewegt.

Das Schloß Fürstenried, in welchem Prinz Otto seit einer Reihe von Jahren residirte, machte einen traurigen, erkältenden, klostermäßigen Eindruck.

Wohl standen Pferde in den Ställen und Wagen in den Remisen, wohl sah man auf dem Hof und in dem Korridor Lakaien in der königlichen Livree, Köche in den Küchen und Gärtner in dem Park, aber dies alles zeigte nicht die Bewegung frischen, freudigen Lebens — die Schritte waren leise, schleppend, kaum hörbar, die Köpfe gesenkt, die Blicke trübe; es war, als ob trotz des hellen Sonnenlichts, das vom klaren blauen Himmel herab leuchtete, ein grauer Schleier über dem ganzen Schlosse ruhte, der dem Licht seinen Strahl und den Farben ihren Glanz nahm.

In dem Wohnzimmer des Prinzen herrschte ein halbes Dämmerlicht. Durchscheinende blaue Vorhänge verhüllten die Fenster. Ein Feuer braunte im Kamin und erwärmte die frische Winterluft, welche durch die längere Zeit geöffneten und kurz vorher wieder geschlossenen Fenster eingedrungen war. Das Zimmer war blau tapeziert und blauer Seidenstoff bildete den Ueberzug der Sessel und Ruhebetten,

welche ganz und gar gepolstert waren, so daß nirgends das Holz hervortrat. Auch die übrigen Möbel, Tische und Konsolen zeigten überall abgerundete Ecken und Ränder, welche noch mit weichen Rollen von Pferdehaar eingefaßt waren, so daß jeder Stoß dagegen unschädlich bleiben mußte. Kron- und Wandleuchter waren so hoch angebracht, daß es keine Möglichkeit war, sie ohne besondere Vorrichtung von Tritten oder Leitern zu erreichen. Wenn man die Wände berührte, so fühlte man, daß dieselben keinen harten Widerstand boten, sondern unter den Tapeten mit weichen, elastischen Polstern bedeckt waren; ebenso waren die Decken auf den Tischen gepolstert und gepolsterte Gitter umgaben den Kamin. Kein Bilderschmuck war an den Wänden zu entdecken.

Der Haushofmeister Nothaaß war beschäftigt, das Zimmer zu ordnen, das heißt, auf den Tischen verschiedene Gegenstände zusammenzustellen, welche zur Zerstreuung des fürstlichen Bewohners des Schlosses dienen sollten. Es waren weiche Lederbälle in bunten Farben, Federbälle mit Raketen, in Einfassungen von biegsamem Leder, ein Bilboquet mit ledernem Becher und ledernem Ball und ein Schachbrett aus gepreßtem Leder mit ledernen Figuren.

Im Nebenzimmer, das durch eine schwere dunkelblaue Sammetportière von dem Salon abgesperrt war, hörte man das Geräusch von plätscherndem Wasser, wie es wohl beim Waschen hervorgebracht wird, dazwischen kindliches Lachen und einzelne Worte, von einer matten, unsichern und lallenden Stimme gesprochen.

Nach einiger Zeit wurde die Portière aufgehoben. Der Haushofmeister verbeugte sich tief, und Prinz Otto, welcher seine Toilette beendet hatte, erschien, auf den Arm seines Kammerdieners gestützt, in dem Rahmen der Thür.

Der Prinz war furchtbar verändert seit jenen Tagen, da ihm die Münchener voll Liebe und Stolz auf den Straßen der Residenz entgegengeblickt hatten. Seine schlanke, edle Gestalt war fast skelettartig mager geworden, und schwankend und zitternd schien er sich mit Mühe aufrecht halten zu können; sein Gesicht mit den klassisch edlen Zügen, welches früher noch schöner war als das seines königlichen Bruders, da es statt der scheuen Verschlossenheit stets von heiterer Freude und warmem Wohlwollen strahlte, war gespenstisch blaß und stach in seiner Farbe erschreckend gegen das immer noch volle und ganz wie in früheren Zeiten sorgfältig frisirte dunkle

Hauptthaar ab. Der untere Teil desselben war von einem kurzgestutzten dunklen Bart bedeckt, wodurch der traurige Ausdruck der herabhängenden, welken, einst so glücklich und lebensfreudig lächelnden Lippen ein wenig verhüllt wurde. Die dunklen Augen blickten geisterhaft starr; die krankhaft weißen, durchsichtigen Hände waren in steter Bewegung, indem sich die Finger unaufhörlich auseinander spreizten und krampfhaft wieder zusammenzogen.

Der Prinz trug ein elegantes dunkles Morgenkostüm, und die sorgfältige Eleganz seiner Toilette ließ die krankhafte Gebrechlichkeit seiner Erscheinung noch erschreckender hervortreten.

Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, sah den Haushofmeister lange starr an und schien sich dann mit einer Anstrengung, die sein Gesicht schmerzlich zucken ließ, zur Erinnerung zu zwingen, indem er mit einem Ueberrest seines früher so fürstlich anmutigen Anstandes den Kopf neigte.

„Befehlen Eure Königliche Hoheit Ihr Frühstück?“ fragte Nothaaß.

Wieder sah der Prinz ihn fragend und sinnend an, als bedürfe er der Zeit, um den Sinn der zu ihm gesprochenen Worte aufzufassen.

Dann sprach er mit matter Stimme, mehrfach mit der Zunge anstoßend:

„Das Frühstück — ja, ja, das Frühstück — man soll es bringen — ich bin hungrig; nicht wahr, Vögele, ich bin hungrig — es war ein weiter Ritt gestern, ein anstrengender Dienst, nicht wahr — oder war es nicht gestern? Nein, nein," fuhr er mit irrem Blick fort, während der Kammerdiener schmerzlich seufzte, „es war nicht gestern — es ist lange, lange her, aber ich bin doch noch hungrig."

Seine Stimme war zu immer leiserem, lallendem Ton herabgesunken.

Er schritt vorwärts und ließ sich, während Nothaaß hinausging, auf einen breiten Diwan niedersinken, als ob ihn die Strenge des Dienstes ermattet habe.

Dann nahm er einige in dem Diwan liegende Lederbälle und begann mit denselben zu spielen, indem er sie bald hin und her rollte, bald in die Höhe warf und sie zu fangen versuchte.

Selten nur gelang ihm dies, dann aber lachte er wie ein glückliches Kind laut auf, um dann wieder in seine starre Gleichgiltigkeit zu versinken.

Bald darauf öffnete der Haushofmeister die Thür, zwei Lakaien trugen einen vollständig gedeckten Tisch

herein und stellten denselben in die Mitte des Salons. Warme und kalte, kräftig duftende Speisen waren in runden silbernen Schüsseln enthalten. Alles war klein geschnitten und so angerichtet, daß es mit den bereitliegenden silbernen Löffeln gegessen werden konnte.

Zugleich mit dem Frühstück trat der Adjutant und funktionirende Hofmarschall des Prinzen, der Freiherr Philipp von Redwitz, ein ernster, vornehm blickender Mann von etwa vierzig Jahren, in elegantem Morgenanzug ein und näherte sich mit tiefer Verbeugung dem Prinzen, während die Lakaien wieder abtraten und Nothaaß sich neben den Servirtisch stellte.

„Das Frühstück Eurer Königlichen Hoheit ist servirt," sagte Baron von Redwitz, „und ich bitte unterthänigst um die Erlaubnis, bei demselben gegenwärtig zu sein, um Höchstihre Befehle für den heutigen Tag entgegenzunehmen."

Der Prinz ließ die Bälle aus seiner Hand fallen und sah den Herrn von Redwitz starr an.

„Ah, ja, ja," sagte er dann mit einem matten Lächeln, „guten Morgen, Schleitheim — Schleitheim — Schleitheim," wiederholte er, den Kopf schüttelnd, „oder sind Sie Branca? Sie haben sich verändert, sehr verändert — das macht der weite Ritt gestern

— oder war es nicht gestern — war es nicht länger, viel länger? Sie können nichts aushalten, wenn Sie sich gleich so verändern, und ich war doch gestern noch lange, lange bei ihr — bei meiner — Fanny."

Er hatte geraume Zeit in seiner Erinnerung gesucht und dabei mit den zitternden Händen in der Luft umhergegriffen, ehe er diesen Namen aussprach, dann lächelte er wie in aufleuchtender Erinnerung.

„O, wie ist sie schön, wie sprüht das ungarische Blut aus ihren Blicken — wie sind ihre Lippen süß gleich altem Tockayer!"

Dann verfinsterten sich seine Züge, ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen.

„Fanny, Fanny," flüsterte er dumpf vor sich hin; „wo ist sie? Sie ist fort — lange fort — verschwunden — sie haben sie mir genommen —"

Seine Lippen begannen zu zucken, wieder griffen seine Hände in der Luft umher.

„Das Frühstück Eurer Königlichen Hoheit ist servirt!" unterbrach ihn Herr von Redwitz mit streng gebieterischem Ton.

Der Prinz zuckte in ängstlichem Erschrecken zusammen, dann fielen seine im Zimmer umherschweifenden Blicke auf den gedeckten Frühstückstisch.

Wie in kindlicher Freude lachte er laut auf;

gierig sog er den aus den Schüsseln aufsteigenden Duft ein, mit leicht schwankenden Schritten eilte er zu dem Tisch hin und setzte sich auf den von dem Kammerdiener für ihn zurechtgeschobenen Sessel.

Herr von Redwitz nahm ihm gegenüber Platz.

Der Kammerdiener schob die einzelnen Schüsseln näher zu seinem Herrn heran, und der Prinz füllte sich, ohne lange Auswahl, von den einzelnen Gerichten auf seinen Teller.

Er aß alles durcheinander mit fast gierigem Appetit. Indem er mit zitternder Hand hastig den Löffel zum Munde führte, streckte er die Hand aus, als ob er etwas suche.

Nothaaß füllte einen runden silbernen Becher mit altem dunkelgelbem Madeira, und der Prinz trank mit sichtlichem Wohlbehagen den kräftig duftenden Wein.

Nach einiger Zeit lehnte er sich in den Sessel zurück und sagte, tief aufatmend:

„Ah, das hat wohl gethan — ich war hungrig, weiß Gott, ich war hungrig und matt — das Denken wurde mir schwer.“

„Das Wetter ist schön,“ sagte Herr von Redwitz, der einige Platten flüchtig berührt hatte, „befehlen

Eure Königliche Hoheit, um die Mittagsstunde auszufahren?"

„Ausfahren? Ja, ja," sagte der Prinz, „ausreiten; nein — nein, das geht nicht — das geht lange nicht mehr. Warum nicht? Warum geht es nicht, Schleitheim? Branca — Branca," flüsterte er, indem er den Hofmarschall forschend, mit unstäten Blicken ansah.

„Eure Königliche Hoheit vergessen meinen Namen," sagte Herr von Redwitz, indem er den Ausdruck tief schmerzlichen Mitleids in seinem Gesicht unter einem heitern Lächeln verbarg, „die Herren von Schleitheim, von Branca stehen ja nicht mehr in Ihrem Dienst — ich bin der Baron von Redwitz."

Der Prinz sah ihn lange an.

„Redwitz — Redwitz," sagte er.

Er verzog sein Gesicht, wie von einem stechenden Schmerz erfaßt, fuhr mit der Hand über die Stirn und wiederholte nochmals: „Redwitz — Redwitz — Amaranth —"

Dann versank er lange in dumpfes Brüten.

Auf einen Wink des Hofmarschalls wurde der Frühstückstisch hinausgetragen.

„Würde es Ihnen gefällig sein, mein Prinz," fragte der Baron dann, „eine Partie Schach zu spielen?"

Prinz Otto sah ihn an und nickte mit einem gleichgiltigen Lächeln.

Ein kleiner Tisch wurde herangetragen.

Der Baron stellte die Figuren auf.

„Eure Königliche Hoheit zieht an," sagte er, nachdem er einen Bauern über die Felder hatte rollen lassen.

Der Prinz betrachtete mit vergnügtem Lachen die Figuren, dann schob er einen Bauer zwei Schritte vor. Der Baron zog wieder. Es war kaum ein Spiel zu nennen, denn der Prinz ließ seine Figuren, wenn er auch den Gang derselben wie instinktmäßig beobachtete, ganz beliebig vor= und rückwärts gehen. Doch schien ihn die Aufmerksamkeit auf das Brett und die Figuren zu beruhigen, und er hörte lächelnd die Unterhaltung an, welche der Hofmarschall über gleichgiltige Gegenstände, über die Arbeiten im Garten und dergleichen das alltägliche Leben betreffende Dinge zu führen bemüht war.

Plötzlich hörte man Schritte und Stimmen draußen auf dem Korridor, eine in den sonst so stillen, abgeschlossenen Räumen unerhörte Unruhe.

Der Baron lauschte und faltete unmutig die Stirn.

Der Prinz schien nichts zu hören, er schob einige Figuren vor und rief plötzlich:

„Schach dem König — schach — schachmatt!"

Und laut lachend warf er die Figuren durcheinander.

Da öffneten sich die beiden Flügel der Ausgangsthür.

Herr von Redwitz erhob sich unwillig, machte einen Schritt gegen die Thür und sah sich dem Könige gegenüber, der in einfachem schwarzem Ueberrock, den Hut in der Hand, auf der Schwelle stand.

„Majestät," sagte er, sich tief verneigend, „ich hatte keine Ahnung von diesem unerwarteten Besuch."

Er blickte ängstlich nach dem Prinzen hinüber, der bei dem Worte Majestät den Kopf aufgerichtet hatte und den König mit großen Augen ansah.

Mit dem Ausdruck tief schmerzlicher Bewegung ruhten die Blicke des Königs auf dem Prinzen, dann trat er zu demselben heran, streckte ihm beide Hände entgegen und sprach, indem Thränen seine Augen füllten:

„Grüß Dich Gott, mein Bruder! Ich komme, Dir zu bringen, was Du lange entbehrt hast: die Wärme und das Licht der Liebe! Die Pflanze verkümmert ohne Wärme und Licht, und ohne Licht und Wärme kann auch der Menschengeist nicht leben und gesund sein."

Der Prinz beugte sich, ohne aufzustehen, weiter zurück, hielt seine Hände hinter dem Rücken und sagte, mehr als sonst mit der Zunge anstoßend:

„Bruder? Bruder? Schleitheim, wer ist dieser Mensch? Mein Bruder ist der König Ludwig von Bayern — ganz gewiß, ganz gewiß, einen andern Bruder habe ich nicht — sagen Sie ihm das, mein lieber Branca — er muß irre sein.“

„Seine Majestät steht vor Ihnen, mein Prinz,“ sagte Baron Redwitz, immer sorgsamer und ängstlicher den Prinzen beobachtend.

„Es ist nicht wahr,“ sagte Otto, den Kopf schüttelnd, „es ist nicht wahr! Mein Bruder ist schlank, mein Bruder hat keinen solchen Bart — bringen Sie den Menschen fort, Branca, er jammert mich!“

Der König winkte dem Baron, welcher sich aus dem Zimmer zurückzog, ohne jedoch die Thür vollständig hinter sich zu schließen.

„Ich bin es dennoch, mein Bruder,“ sagte er sanft, indem er einen Stuhl neben den Prinzen heranzog und dessen Hände fast gewaltsam in die seinen nahm; „sieh mich nur an — Du wirst ja meine Züge wiederfinden; es ist meine Schuld, daß Du mich so lange nicht gesehen, daß Du hast

vergessen können, wie Dein Bruder aussieht. Du mußt ja die Liebe, die treue Sorge in Deines Bruders Augen wiederfinden — Du mußt mir vergeben, daß ich so lange nicht gekommen bin und Dich Fremden überlassen habe, die Dein Herz kalt ließen. Jetzt komme ich, mein Unrecht wieder gut zu machen — ich will Dich mit mir nehmen — in meiner Nähe sollst Du wohnen — ich will über Dich wachen — ich will Dich umgeben mit allem Licht, mit aller Wärme meiner Liebe — an meinem Herzen sollst Du wieder gesund werden, stark und schön und fröhlich, wie Du einst warst in den vergangenen Tagen, die wir wieder heraufsteigen lassen wollen mit ihrem Sonnenschein und ihrem Frühlingsatem."

Der Prinz saß immer noch ängstlich zurückgebeugt und nur mit Widerstreben seine Hände dem König überlassend, da; immer weiter öffneten sich seine matten, tiefliegenden Augen, die Muskeln seines Gesichts zuckten, sein ganzer Körper zitterte; er schien eine außerordentliche Anstrengung zu machen, um seine Gedanken zu sammeln und seine Erinnerungen unter seinen Willen zu zwingen.

Endlich schien ihm dies zu gelingen; sein unstäter, blöder Blick gewann mehr Sicherheit und Klarheit; ein freundliches Licht dämmerte in seinen

Augen auf; ein sanftes, glückliches Lächeln erschien auf seinen bleichen, matt herabhängenden Lippen.

„Nicht wahr, mein Bruder," rief der König, „nicht wahr, Du erkennst mich? Du glaubst mir und verzeihst mir? Du wirst mit mir kommen, um bei mir zu genesen und an meiner Seite zu stehen gegen meine Feinde, ihnen die Zukunft zu entreißen, die sie schon in ihren Händen zu halten glauben!"

Immer noch lächelte der Prinz und immer heller wurde das aufdämmernde Licht in seinen Augen.

„Ja, ja," sagte er leise, „es steigt herauf wie vergangene Zeiten, die lange, lange vorübergezogen sind, die ich nicht wiederfinden konnte in den kalten Nebeln, die so schauerlich mich umringen. Wäre es möglich, daß das Glück, die Freiheit, die Freude noch einmal zurückkehrte?!"

„Es ist möglich," rief der König, „es ist wahr, mein Bruder! O, Gott sei Dank, ich sehe es ja, schon dringt der Lichtstrahl der Liebe erwärmend zu Deinem Herzen."

Noch lächelte der Prinz, aber schon zogen sich seine Lippen wie krampfhaft zusammen. Das Licht in seinen Augen verwandelte sich schnell in einen feindlich drohenden Blitz, noch bleicher wurde sein Gesicht, heftig arbeitete seine Brust, und mit rauher

Stimme rief er, indem er mit gewaltiger Anstrengung dem König seine Hände entzog:

„Bist Du mein Bruder, so bist Du es, der mich verurteilt hat zu der schmachvollen, unwürdigen Gefangenschaft, in der ich verschmachte und verderbe! Bist Du mein Bruder, so bist Du mein Kerkermeister, bist mein Mörder! Aber jetzt hat Dich das Schicksal in meine Hand gegeben und, bei allen Geistern der Hölle, die mir ihren Beistand senden, da Gott mich verlassen, ich will den Frevel strafen, den Du an mir gethan — mein Leben ist vergiftet, mein Glück zertreten, aber meine Rache will ich haben!“

Er sprang auf und hob drohend die Hände empor, seine schlaffen, eben noch matt zusammengebrochenen Glieder spannten sich mit jener furchtbaren Kraft, die der Wahnsinn zu entwickeln vermag.

Der König sprang entsetzt auf und stieß einen Schreckensruf aus.

„Mein Bruder,“ rief er, „mein Bruder, der Wahn erfaßt Dich! Wie magst Du so Furchtbares von mir glauben? Ich bin gekommen, Dir Liebe zu bringen und Heilung!“

„Sprich nicht von Liebe — nenne mich nicht Deinen Bruder!“ rief der unglückliche Prinz mit

schauerlichem Ton. „Mein Kerkermeister bist Du, mein Mörder, und ich will meine Rache haben.“

Seine Augen funkelten in zitterndem Phosphorglanz, die langen Finger seiner ausgestreckten Hände krümmten sich, und wie eine Feder zusammengeschmiegt, schickte er sich zum Sprunge gegen den König an.

Dieser flüchtete sich hinter den Tisch.

Der Prinz verfolgte ihn, unartikulirte Töne ausstoßend, und schon hatte er seinen von Entsetzen gelähmten Bruder fast erreicht, als schnell die Thür geöffnet wurde.

Der Baron von Redwitz trat ein.

Der Kammerdiener Vögele mit vier Sanitätssoldaten folgte.

Diese warfen sich auf den Prinzen und trotz seiner wilden Gegenwehr, bei welcher er laute, unheimliche, kaum mehr menschliche Töne ausstieß, überwältigten sie ihn, indem sie von hinten her seine Arme und Füße umschlangen.

Aus einer an der Wand angebrachten Oeffnung fiel ein kalter Wasserstrahl auf den Kopf des Kranken.

In demselben Augenblick war der erschütternde Paroxismus vorüber. Der Prinz erbleichte, seine Gesichtszüge und seine Glieder wurden wieder matt

und schlaff, das unheimliche Feuer in seinen Augen erlosch, die Glieder sanken herab, und man legte ihn auf ein Ruhebett nieder.

Der Kammerdiener eilte heran, trocknete mit thränenden Augen das feuchte Haar des Prinzen und flüsterte ihm leise Worte zu.

„Ich habe es befürchtet, Majestät,“ sagte Baron Redwitz traurig zum König; „jede Erscheinung, die außerhalb des gewöhnlichen Kreises des täglichen Lebens liegt, bringt bei Seiner Königlichen Hoheit solche traurigen Ausbrüche hervor.“

Der König schien nicht zu hören, er blickte starr auf seinen Bruder, der, einer Leiche gleich, auf dem Diwan lag; nur die Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen, und seine wachsartigen Hände zitterten leise.

„Eure Majestät dürfen sich beruhigen,“ sagte der Baron, „solche Anfälle dauern gewöhnlich nicht lange und haben keinen weitern unmittelbaren Schaden, doch dürfen sie sich nicht zu häufig wiederholen, deswegen vermeiden wir alles, was Seine Königliche Hoheit aufregen könnte.“

Noch immer hörte der König nicht; noch immer blickte er mit erschreckender Starrheit auf seinen Bruder. — Plötzlich lachte er wie in furchtbarem Hohn gellend auf.

„Also ist er doch unheilbar!“ rief er. „Meine Hoffnung war vergebens — die schwarze Dame vollendet das Werk ihrer Rache — o, es ist furchtbar, das zu sehen, noch furchtbarer, zu denken, daß —“

Er hielt plötzlich inne; ein Blick voll stolzer Drohung und Schrecken zugleich traf den Baron.

„Sorgen Sie gut für meinen Bruder!“ rief er und eilte hinaus. „Bleiben Sie — bleiben Sie!“ befahl er heftig, als Herr von Redwitz ihn begleiten wollte; „der Arme bedarf Ihrer.“

Er stürmte durch den Vorplatz an den sich tief verneigenden Lakaien vorüber, sprang in seinen Wagen und fuhr in Sturmeseile davon, indem er noch einmal scheu zurückblickte, als ob Gespenster ihn verfolgten.

Wieder lag das Schloß in tiefer Stille da.

Die Sanitätssoldaten waren abgetreten.

Der Prinz blieb eine Zeit lang in leichtem Halbschlummer. Allmälich nahmen dann seine Züge wieder die gewöhnliche freundliche Ruhe an, und als etwa eine halbe Stunde vergangen sein mochte, schlug er die matten Augen wieder auf.

„Das Wetter ist hell und schön,“ sagte der Baron, der den Kranken die ganze Zeit über beobachtet hatte; „Eure Königliche Hoheit hatten die Absicht, eine Spazierfahrt zu machen.“

„Ja, ja," sagte Prinz Otto, „ja, es ist schön draußen, die Luft thut mir gut."

Er erhob sich mühsam und schritt, auf den Arm des Kammerdieners gestützt, einigemal im Zimmer auf und ab.

Sein Blick fiel auf die Bälle, er nahm einige davon, warf sie in die Luft und lachte mit kindlicher Herzlichkeit, wenn es ihm gelang, sie wieder zu fangen.

Der Baron war hinausgegangen, um seine Befehle zu geben.

Nach kurzer Zeit meldete er, daß der Wagen vorgefahren sei.

Der Kammerdiener brachte dem Prinzen seinen Hut, hüllte ihn in einen Pelzmantel und führte ihn zu einer offenen Kalesche, mit zwei starken Pferden bespannt.

Baron Redwitz stieg zu dem Prinzen in den Wagen.

Der Kammerdiener setzte sich auf den Bock zu dem Kutscher, zwei Sanitätssoldaten nahmen den hintern Bedientensitz ein.

Langsam, in gleichmäßigem Trabe ging diese Fahrt durch die Wege des Parks, dessen Rasen und Bäume mit leichtem Reif bedeckt waren.

Der Prinz atmete in tiefen Zügen die frische

Luft ein, seine totenbleichen Wangen färbten sich mit einer zarten Röte, seine Blicke wurden etwas frischer und freier, und freundlich lächelnd blickte er nach rechts und links hin, zuweilen einen Gartenarbeiter, der an der Seite des Weges ehrerbietig den Hut zog, mit der Hand grüßend.

Plötzlich rief er: „Halt, halt!"

Augenblicklich stand der Wagen.

„Was befehlen Eure Königliche Hoheit?" fragte der Baron.

„Dort, dort," sagte der Prinz, indem er nach einer Rasenstelle hin zeigte, auf welcher der weiße Reif im Sonnenstrahl funkelte, „dort, dort, die schönen Erdbeeren — o, ich muß dorthin, es wäre ein Jammer, sie nicht zu pflücken, ich liebe sie so sehr."

Der Kammerdiener hatte den Schlag geöffnet und bot dem Prinzen seinen Arm.

Dieser aber lief, die Stütze zurückweisend, mit unsicher stolpernden Schritten über den Rasen hin, bückte sich und machte, indem er einen Freudenruf ausstieß, die Bewegung, als ob er eine Frucht von der Erde pflücke.

„Sehen Sie doch — sehen Sie doch!" rief er, dem Baron, der ihm nacheilte, entgegen. „Sehen Sie diese schönen Erdbeeren, welche Pracht!"

Er machte eine Bewegung, als ob er die Frucht in den Mund stecke, und seine Miene zeigte den Ausdruck freudigsten Genusses.

„Dort," rief er, „noch eine und dort wieder — o, welche Fülle und wie schön sind sie!"

Er sprang fortwährend von einer Stelle zur andern und machte überall die Bewegung, als ob er Erdbeeren pflücke und zum Munde führe.

Seine Begleiter sahen eine Zeit lang mit schmerzlich wehmütigen Blicken diesem eigentümlichen Spiel der krankhaften Phantasie des Prinzen zu.

„Jetzt aber ist es genug, mein Prinz," sagte der Baron, „zu viel Früchte würden Ihnen schädlich sein, auch ist es Zeit zurückzukehren —"

„Sie würden schädlich sein — es ist Zeit, zurückzukehren," wiederholte der Prinz mechanisch, indem er traurig den Blick über die Rasenflächen schweifen ließ. „Aber morgen — morgen kommen wir wieder hieher — nicht wahr, morgen werden noch schönere da sein?"

„Morgen kommen wir wieder hieher, wenn Eure Königliche Hoheit befehlen," sagte der Baron.

Und freundlich mit dem Kopf nickend ließ sich der Prinz nach dem Wagen zurückführen.

Als er wieder in sein Zimmer gekommen war,

brachte ihm der Kammerdiener einen Becher Wein, legte dann ein weiches Kissen auf dem Diwan zurecht und deckte den Prinzen, welcher sich müde ausstreckte, mit einer seidenen Decke zu.

Bald senkte sich ein leichter Schlummer auf die zitternden Augenlider des Kranken herab, und während der Baron von Redwitz ernst hinausging, blieb der Kammerdiener Vögele neben seinem Herrn sitzen, sorgsam die Atemzüge desselben bewachend.

*

Der König war, kaum von jemand bemerkt, in München angekommen, und wenige Vorübergehende nur achteten auf das matte Licht, das aus den dicht verhüllten Fenstern in dem turmartigen Eckbau des Residenzschlosses herab schien und von der Anwesenheit des Herrschers Kunde gab.

Während der ganzen Fahrt hatte der König finster in sich zusammengeschmiegt dagesessen, seine Augen blieben meist geschlossen und wenn er sie aufschlug, so funkelten sie in unheimlichem Glanz. Sein ganzer Körper wurde von Schauern geschüttelt, und seine Fingerspitzen zitterten in unstäter Bewegung wie diejenigen seines unglücklichen Bruders.

Auch in seinem Zimmer angelangt, behielt er

dasselbe unstäte, finstere Wesen; er ließ sich sein Diner in dem Salon seiner Wohnung serviren, deren bescheidene Einfachheit so sehr gegen die Pracht seiner glänzenden Schlösser in den Bergen abstach.

Schweigend, aber mit einer gewissen Gier und oft die ihm so gewohnte und natürliche elegante Form vergessend, aß er von allem, was der Kammerdiener präsentirte, aber er wies allen schwerern Wein zurück und trank in durstigen Zügen leichten Mosel. Dazwischen sprach er halblaut vor sich hin; er schien zu glauben, daß er ganz allein sei, und zuweilen wurden einzelne Worte hörbar.

„Das Verhängnis, das ihn ereilte, warum sollte es vor mir anhalten? Hat der Fluch Macht über ihn, warum nicht über mich? Und wenn es so ist, wo gibt es einen Ausweg, den Erinnyen zu entfliehen?“

Wie erschreckt über seine eigenen Worte zuckte er zusammen und sah auf.

Zwei Lakaien hatten rückwärts an der Thür ihren Platz.

Der Kammerdiener Maier stand neben dem Tisch, um den Dienst zu thun.

Des Königs aufgeschlagener Blick begegnete dem Auge des Kammerdieners, das mit dem Ausdruck

einer gewissen teilnehmenden Besorgnis auf ihn gerichtet war.

Ein furchtbarer Zorn loderte in den Blicken des Königs auf. Außer sich, mit glühenden Wangen, stand er auf.

„Unverschämter!“ rief er in wildem Ausbruch, indem er die geballten Hände erhob; „was ist das für ein Blick? So wagst Du, Deinen Herrn anzusehen? Schon einmal habe ich das bemerkt! Also auch Du, Schurke, bist zum Verräter, zum Rebellen geworden — Du, den ich mit Güte überhäuft habe — dem ich glaubte vertrauen zu dürfen! Das verdient den Tod, und lebten wir in Rom, lebten wir in Byzanz, so wäre Dein Tod besiegelt, so würde ich Dich mit eigener Hand niederstrecken zur Strafe für den Hochverrat, für die Majestätsbeleidigung Deines unverschämten Blickes!“

Seine Stimme war rauher und rauher geworden. Bebend vor Zorn streckte er die Hände aus.

Die Lakaien an den Thüren standen wie gelähmt von Entsetzen da.

Furchtbarer Schrecken zitterte in dem Gesicht des Kammerdieners. Er sank auf die Kniee nieder; er hob flehend die Hände und rief:

„Gnade — Gnade, Majestät — Verzeihung!

Habe ich mich vergangen, so geschah es ohne Wissen und Absicht! Gnade — Gnade — Erbarmen für einen unglücklichen Diener, dessen Herz in unwandelbarer Treue für Eure Majestät schlägt!"

Betroffen von der Angst und dem flehenden Blick des Kammerdieners hielt der König an.

Eine Zeit lang stand er mit zurückgelehntem Kopf sinnend da, als wolle er seine Gedanken sammeln, dann fuhr er, mehrmals schmerzlich zusammenzuckend, mit der Hand über Stirn und Hinterkopf.

„Gut," sagte er dann, „ich will Dir verzeihen — ich will glauben, daß Du nur aus Unverstand Dich vergangen hast, daß Du nicht weißt, was es bedeutet, zu einem von Gott gesalbten König aufzublicken, daß Dein Auge zu blöde ist, um den himmlischen Sonnenglanz zu erkennen, der um das Haupt des Königs fließt. Aber gleichviel, Du sollst die Pflichten gegen Deinen Herrn lernen — Strafe muß sein — Du bist der Ehre nicht wert, daß des Königs Auge auf Deinem Gesicht ruht. Du wirst eine Maske tragen, so oft Du vor mir erscheinst, bis ich Dir wieder erlauben werde, mir Dein Gesicht zu zeigen. Wann das geschieht, wird von Deinem Betragen abhängen. Hinaus, und wage es nicht, ohne Maske vor mir zu erscheinen!"

Er winkte. Der Kammerdiener flüchtete, so schnell er vermochte.

Der König setzte sich wieder an seinen Platz.

„Weiter!" befahl er kurz.

Die Lakaien traten zitternd an die Tafel heran. Keiner von ihnen wagte es, den König anzusehen, und die Blicke starr auf den Boden geheftet, setzten sie den Dienst fort.

Ihre Vorsicht war überflüssig, denn der König sah sie nicht mehr an, während er hastig sein Diner fortsetzte und in durstigen Zügen Moselwein mit leichtem Champagner vermischt trank.

Nach einiger Zeit trat der Kammerdiener wieder ein, er trug eine schwarze Seidenmaske, welche bis zum Munde herab sein ganzes Gesicht verdeckte und mit starken Haken hinter seinen Ohren befestigt war.

Der König sah ihn lange an. Er neigte wie zustimmend das Haupt und sagte:

„Es mag Dir verziehen sein, weil ich glauben will, daß Du ohne Absicht gefehlt hast, aber hüte Dich, daß ich jemals ernsthaft an Dir zu zweifeln Grund habe — werde nicht zum Verräter wie so viele."

„Niemals, Majestät, niemals!" rief der Kammerdiener. „Ich will jede Strafe demütig und bereitwillig

tragen, nur entziehen mir Eure Majestät Ihre Gnade und Ihr Vertrauen nicht."

„Ich werde sehen, wie Du Dich machst," sagte der König, „und darnach die Dauer Deiner Strafe bemessen."

Er stand auf und begab sich in sein Arbeitszimmer.

Hier setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm ein bereitgelegtes Paket Zeitungen zur Hand und befahl dem Kammerdiener:

„Melde mir, wenn es Zeit ist!"

Der König blieb allein, die Zeitungen vor sich nach einander durchlesend. Aber er schien heute nicht wie sonst mit lebhaftem, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassendem Interesse die Blätter durchzusehen. Lange Zeit blieb er bei einer Seite, und selbst, wenn er diese Seite umschlug oder auch ein anderes Blatt zur Hand nahm, schien sein Auge nicht an den gedruckten Zeilen zu haften.

Er pflegte seine Lektüre mit halblauten Bemerkungen, zuweilen, wenn das Gelesene ihn erfreute oder seinen Unwillen erregte, selbst mit lauten Ausrufungen zu begleiten.

Auch heute war dies der Fall, aber die Worte, die er sprach, konnten kaum mit dem Inhalt der

Zeitungen im Zusammenhange stehen — es waren immer noch Ausdrücke des Schreckens und Entsetzens über den Anblick seines unglücklichen Bruders.

Endlich sprang er auf, warf die Zeitungen zur Erde und ging mit verschränkten Armen im Zimmer umher.

„Meine Mutter hat's mir nicht sagen wollen, was sie befürchtet," rief er, „aber ich weiß es — ich weiß es — o, ich sehe hell — man sagt ja, daß ein kranker Geist schärfer blickt, wie ja auch der leidende Körper feiner empfindet und alle Sinne verschärft. Sie wollte mich nicht zu meinem Bruder gehen lassen, weil sie fürchtete, daß der Anblick seines Leidens den Keim, der auch in mir ruht, sich schneller werde entwickeln lassen! O mein Gott, mein Gott, es ist entsetzlich, verurteilt zu sein zu solchem Verhängnis und trotz der Königskrone den dämonischen Mächten der Finsternis gegenüber ebenso ohnmächtig zu sein wie den Gesetzen, die sie in den Kammern machen, und den Gerichten, die in meinem Namen gegen mich ihre Urteile erlassen und ihre Häscher aussenden, meine Schlösser zu plündern! Warum bin ich König geworden, wenn ich nicht König sein konnte, wie ich es verstehe! Statt des hell über die Welt hin strahlenden Sonnenlichts eine trübe Fackel,

wie sie die Hundinghütte erleuchtet! Warum hat der König keine Macht, der Zeit zu gebieten und das Ziel herbeifliegen zu lassen, an dem Geraint und meine Getreuen so eifrig arbeiten? Warten — warten — und immer warten! Ist man König, wenn man wartet?"

Immer unstäter wurden seine Blicke, immer heftiger die Bewegungen seiner zitternden Hände.

„Ist es nicht Krankheit," sagte er, „daß ich diese Gestalten alle sehe, daß ich mit ihnen verkehre, von ihnen spreche, von denen ich doch weiß — ja, ja, ich weiß es, daß sie nicht da sind, nicht da sein können! Ich sehe den sechzehnten Ludwig — ich sehe Marie Antoinette bald als strahlende Königin, deren Lächeln diese ganze schimmernde Welt von Versailles erleuchtet wie ein Sonnenstrahl, bald als erhabene Dulderin mit der Märtyrerkrone — ich sehe sie stehen an der Säule am Linderhof und mich grüßen, wenn ich vorüberschreite — ich sehe den vierzehnten Ludwig, ich sehe Choiseuil, Richelieu — ich spreche mit ihnen und bin glücklich, in ihrer Gesellschaft diese fade Welt zu vergessen. Und doch weiß ich, ich weiß es ja, daß sie nicht da sind und nicht da sein können — ich fürchte mich nicht vor ihnen und doch überläuft's mich grausend. Und

dann wieder diese dunkle Schleiergestalt, die ich aus dem See aufsteigen sehe in meinen Träumen, ohne sie deutlich erkennen zu können und die ich auch mit meinen offenen Augen entschweben sehe, wie trübe, feuchte Schleier, wenn ich entsetzt aus dem beängstigenden Traum auffahre. Doch das alles ist noch nichts gegen das Schreckgespenst der Gerichtshäscher, das mich wachend und träumend verfolgt. Dagegen gibt es keine Beschwörung, keine Hilfe, wie sie mir sagen, als Geld — Geld — dieses elende Metall, das sonst die Könige ausstreuten, um ihre Diener zu belohnen, um der Kunst und der Schönheit Tempel zu bauen, und das man heute dem Könige schnöde verweigert, während es doch zusammenströmt in den Geldschränken der Wucherer und Börsenspieler! O, wo ist Hilfe gegen die Häscher — wo ist der Quell des Goldes zu finden, der dem Könige die Macht gibt, wirklich König zu sein?"

Er wich in eine Ecke des Zimmers und streckte, mit ängstlichen Blicken ins Leere starrend, die Hände aus.

„Fort, fort," rief er, „häßliches, schlangenkaltes Gespenst der Gemeinheit und Niedrigkeit! Herbei, meine Ritter des Grals, herbei! Heraus die Schwerter! Schützt euern König, sie wollen ihm den Gral

entreißen, um den heiligen Kelch, das Gefäß des Lichts, auszunützen zu schnödem Wucherzins!“

Er stand, in die Ecke gedrückt, zitternd und keuchend da, ein Bild angstvoller Verzweiflung.

Ein leises Kratzen an der Thür wurde vernehmbar.

Lauschend atmete der König auf.

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht und trat in die Mitte des Zimmers.

Der Kammerdiener Maier, das Gesicht mit der schwarzen Maske bedeckt, trat ein und meldete:

„Alles ist bereit, Majestät!“

Noch einen Augenblick stand der König still, als ob er Zeit bedürfe, um die schauerlichen Bilder, welche ihn verfolgt hatten, völlig verschwinden zu lassen.

„Ich komme,“ sagte er dann, und schnellen Schrittes verließ er das Zimmer und wendete sich von dem Vorplatz aus nach einem Korridor, der durch geblendete Lampen matt erleuchtet war.

Der Kammerdiener folgte.

Der Gang war ziemlich lang.

Immer hastiger schritt der König vorwärts.

Endlich blieb er vor einer durch zwei Vorhänge verhüllten Thür stehen.

Maier hob die Vorhänge auf.

Der König trat in die große königliche Mittelloge des Hoftheaters, das einen wunderbaren Anblick darbot, der auf jeden Fremden hätte erschreckend wirken müssen.

Der ganze weite Raum war vollkommen dunkel, nur das Proscenium war hell erleuchtet. Es schien, als ob ein Meer von Finsternis den lichtüberströmten Vorhang von dem Zuschauerraume trennte.

Ein unheimliches Schweigen, in welchem man ein fallendes Blatt hätte hören können, herrschte in diesem sonst von Licht und Glanz erfüllten Raum. Auch von der Bühne her ließ sich kein Laut vernehmen.

In der tiefen Nacht schritt der König tastend bis zu dem Lehnstuhl vor, welcher hinter der Brüstung der Loge, halb von den Vorhängen verdeckt, für ihn aufgestellt war.

Als er sich niedergelassen hatte, schallte ein einziger heller Glockenschlag durch den finstern Raum.

Augenblicklich ging der Vorhang in die Höhe. Wie ein Zauberbild hob sich die erleuchtete, mit aller Kunst der Dekoration ausgestattete Bühne von den tiefen Schatten ab, wie durch weite Ferne getrennt und doch mächtiger wirkend, als wenn der Blick erst das bewegte Bild des Zuschauerraums zu

durchdringen hat und tausendfältig nach allen Seiten abgezogen wird.

Man gab Schillers Macbethbearbeitung.

Unter Donner und Blitz standen die drei Hexen da. Der König lauschte ihrem schauerlichen Gespräch. Als sie abtraten, bedeckte er im Schatten hinter den Vorhängen seiner Loge das Gesicht mit den Händen und wiederholte:

„Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte."

„Straucheln und fallen! Wer schützt davor, wenn die höllischen Mächte am Werk sind — wenn die Saat des Fluches aufgeht! Vier Augen zu viel! Vier Augen zu viel — und zwei sind schon erloschen!"

Eine Zeit lang noch saß er, das Gesicht bedeckend, da, ohne auf die Vorstellung zu achten, welche ganz, ohne die sonst üblichen Streichungen, ihren Gang nahm.

Als die Hexen zum zweitenmal auf der kahlen Heide auftraten, da beugte er sich abermals vorn an die Brüstung und lauschte, und wieder flüsterte er schaudernd die Worte nach:

„‚Du gabst mir das Gold — du ziehst mich nach!'
Und stürzt sich hinab in die Wogen!"

Die Vorstellung machte einen wunderbaren Eindruck. Die Künstler schienen zuerst befangen von

der gähnenden Leere, die sich in undurchdringlicher Nacht vor ihnen öffnete, und aus der kein Atemzug, kein Laut der Teilnahme oder des Beifalls zu ihnen drang.

Allmälich aber war es, als führe diese vollständige Isolirung sie um so mehr in die Handlung hinein, welche so, von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen, sich fast zur Wirklichkeit gestaltete, und es schien, als ob ein jeder sich vollständig in die Gestalt seiner Rolle in all seinem Denken und Fühlen hineinlebe, als ob die Dichtung nun erst ihre wahrhaft großartige Schönheit entwickle und zur vollen Kraft der Wahrheit emporwüchse.

Der König bewegte sich nicht, und wenn hie und da trotz des strengen Verbots ein scheuer Blick durch den dunklen Zuschauerraum nach der Königsloge hinaufstreifte, so hätte selbst das schärfste Auge keinen Schatten von dem königlichen Zuschauer entdecken können, der, in Finsternis gehüllt, die volle Zauberkraft des Werkes auf sich wirken ließ, an dem die beiden gewaltigsten Helden der dramatischen Poesie ihre Kraft erprobt haben.

Die Zwischenakte waren kurz und dennoch dauerte die Vorstellung lange.

Der König regte sich kaum, er gab kein Zeichen

der Teilnahme, und dennoch hätte jemand, der aus dem Schatten in die Königsloge hineingeblickt haben würde, sein Auge wie in Phosphorglanz funkeln sehen können.

Als der Geist des Banquo erschien, drückte sich der König, zurückweichend, an die Lehne seines Sessels.

„Weg, hinweg, furchtbarer Schatten, wesenloses Schreckbild!“ wiederholte er Macbeths mit ergreifender Wirkung gesprochene Worte, und wieder bedeckte er das Gesicht mit den Händen, als ob er den Anblick nicht ertragen könne.

„Ihm erschien der drohende Geist,“ rief er, „ihm verwirrte er den Sinn, ihn riß er hinab in die furchtbaren Tiefen des Verhängnisses — aber er ist schuldig! Er hat den Fluch auf sich geladen durch Verrat und Mord! Doch was that ich? Ich bin mir keiner Schuld bewußt, daß so furchtbar mir die Geisterhände drohen! Hinweg, hinweg! Die Schuldigen verfolgt! Ich gab der Hölle keinen Teil an mir!“

Lange noch saß er in sich zurückgesunken, bis er endlich, sich wieder aufraffend, der Darstellung auf der Bühne sich wieder zuwendete, aber ohne mit gleicher Teilnahme wie vorher der Handlung zu folgen.

Das Stück war zu Ende geführt. Der Vorhang fiel.

Augenblicklich versank auch das Proscenium in dunkle, tiefe Nacht, und das Schweigen des Grabes herrschte in dem weiten Raum, denn die Künstler zogen sich sogleich nach Beendigung der Vorstellung in ihre Garderoben zurück, und die Maschinisten, Arbeiter und Theaterdiener mußten nach strengem Befehl in Filzschuhen ihre Arbeit thun, so daß jedes Geräusch ausgeschlossen war.

Noch lange saß der König, brütend und leise vor sich hin sprechend, in seiner Loge, bis er endlich sich erhob und sich zum Ausgange wendete.

Die Stille in dem finstern Hause war so tief, daß sogar das Geräusch seiner Schritte auf dem weichen Teppich vernehmbar wurde.

Er blickte sich scheu um und floh der Portière zu, als ob er eine gespenstische Verfolgung fürchte.

Draußen auf dem dämmernden Korridor stand Maier, mit der Maske vor dem Gesicht, wartend.

Der König schien ihn nicht zu sehen, sondern eilte, immer seine Schritte noch mehr beschleunigend, ebenso schnell, wie er gekommen war, wieder seiner Wohnung zu.

Maier stand neben der Thür, der Befehle seines

Herrn gewärtig, der zuweilen nach den langen, ausgedehnten Vorstellungen noch ein Souper bestellte, fast regelmäßig aber den beschäftigt gewesenen Künstlern und Künstlerinnen Blumensträuße und kostbare Geschenke zu senden pflegte, für welche sich dieselben dann nach vorgeschriebenen Formularen schriftlich bedanken mußten. Aber auch diese Anerkennung vergaß der König heute; er ging in sein Schlafzimmer und sagte kurz:

„Ich bedarf nichts mehr — ich will eine Stunde ruhen, und ehe der Tag anbricht, fahre ich zurück nach Hohenschwangau."

Der Kammerdiener zog sich zurück.

„Drohende Geister steigen vor mir auf," sagte der König, „wie vor dem verfluchten Macbeth, der seine Hände in Blut getaucht, und doch bin ich schuldlos und habe niemand mit meinem Willen Böses gethan! Mein Bruder nennt mich seinen Kerkermeister und seinen Mörder, und doch würde ich meines Lebens Hälfte für sein Leben und seine Gesundheit hingeben. O mein Gott, ist das Verhängnis unabwendbar? Kann jenes Gespenst der Gräfin Orlamünde die Macht haben, einen unverschuldeten Fluch zu erfüllen? Schlafen, schlafen will ich — der Schlaf ist der Balsam der Seele!"

Er legte nur seinen Rock ab und streckte sich auf seinem Lager aus.

In der That senkte sich der Schlaf bald auf seine Augen nieder — die erschöpfte Natur forderte ihr Recht — er hatte so lange gewacht und so lange gelitten. Aber der Schlaf mußte wohl keinen heilenden Balsam in seine Seele träufeln, denn mehrmals warf er sich unruhig hin und her und von seinen Lippen klang es schauerlich:

„Weg — hinweg, furchtbarer Schatten — wesenloses Schreckbild!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Während in dem äußerlich ganz schweigend und dunkel daliegenden Hoftheater die königliche Separatvorstellung ihr eigentümlich geheimnisvolles Leben entwickelte, hatte bei dem Grafen d'Herbigny seine gewöhnliche Soirée stattgefunden. Er entließ, wie er es zu thun pflegte, seine Gäste genau um Mitternacht und fand, als er sich in sein Kabinet zurückzog, wiederum die Gräfin Montera dort.

„Sie haben mich gerufen," sagte sie, als beide allein waren, den Schleier zurückschlagend, der ihr Gesicht verhüllt hatte. „Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich bitte um Verzeihung, Gräfin," sagte d'Herbigny galant, indem ein flüchtiges, spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte, das die Gräfin dennoch mit einer gewissen Unruhe bemerkte, „ich bitte um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, Sie zu mir zu bitten, aber mein Besuch bei Ihnen würde leichter

bemerkt werden als Ihre Anwesenheit hier, und da es durchaus notwendig ist, daß unsere Beziehungen in das tiefste Geheimnis gehüllt bleiben, so —"

„Keine Redensarten, Graf," unterbrach ihn die Gräfin ungeduldig, „sprechen Sie, was haben Sie mir mitzuteilen?"

„Eigentlich," sagte d'Herbigny, indem er ihr einen Fauteuil neben seinen Schreibtisch rollte und sich an ihre Seite setzte, „eigentlich erwartete ich eine Mitteilung von Ihnen, und wenn ich, wie ich doch voraussetzen muß, Ihr Vertrauen verdiene, so —"

„Eine Mitteilung von mir?" fiel die Gräfin ein; „ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie alle unnützen Umschweife — geben Sie mir keine Rätsel zu raten."

„Nun denn, Frau Gräfin, ich glaubte von Ihnen hören zu sollen, daß der Plan, den Sie mir anvertrauten und gegen den ich mir erlaubte, einige Zweifel auszusprechen, ausgeführt sei."

„Ausgeführt?" rief die Gräfin, indem sie in heftiger Bewegung die Hand auf seinen Arm legte. „Mein Plan ausgeführt? Wäre es möglich? So wäre es geschehen und noch ganz unbekannt? Man sagte mir doch, der König wäre hier und es fände in dieser Nacht eine Separatvorstellung statt."

„Beides ist richtig,“ erwiderte d'Herbigny lächelnd, „und —“

„Keine Rätsel!“ rief die Gräfin rauh und heftig. „Ich bin nicht in der Laune, mir mit der Lösung derselben den Kopf zu zerbrechen! Der König in einer Separatvorstellung, und mein Plan ist ausgeführt? So verheimlicht man die Sache — aber wie ist das möglich?“

„Hören Sie mich an, Gräfin. Ihr Plan ist ausgeführt — bei der Fahrt des Königs durch die Berge fielen drei wohlgezielte Schüsse —“

„So hat er Wort gehalten!“ rief die Gräfin. „Ha, meine Rache ist vollbracht!“

„Zwei jener Schüsse,“ fuhr d'Herbigny kalt und ruhig fort, „trafen das Schmuckwerk des königlichen Schlittens — der dritte —“

„Der dritte?“ fragte die Gräfin, indem ein Blitz triumphirender, dämonischer Freude in ihren Augen aufflammte.

„Der dritte streifte die Schulter eines Bereiters, welcher durch eine zufällige Bewegung gerade in dem Augenblick unmittelbar an der Seite des Königs sich befand —“

„Die Schulter eines Bereiters — und der König?“ fragte die Gräfin.

„Der König,“ sagte d'Herbigny langsam, jedes Wort betonend, „befindet sich in diesem Augenblick in seiner Loge des Hoftheaters und folgt der Vorstellung des Macbeth, beiläufig gesagt, ein für seine Geistesverfassung sehr unglücklich gewähltes Stück, das seine Aerzte mit all den Hexen und Gespenstern ihn nicht sollten ansehen lassen, wenn er überhaupt auf den Rat seiner Aerzte zu hören geneigt wäre.“

„Der König lebt?!“ rief die Gräfin aufspringend. „Er ist unversehrt? O, der Ungeschickte! Er hatte mir den Erfolg so sicher versprochen, er sagte, daß die besten Schützen seine Gefährten seien und daß er selbst die Schwalbe im Fluge träfe — o, das ist schändlich!“

Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden und biß so heftig in ihre Lippen, daß dieselben sich fast blutig färbten.

„Sie sehen, Gräfin,“ sagte d'Herbigny, „daß meine Zweifel nicht ganz ohne Begründung waren. Wenn man einen äußersten Schlag führt, so muß man treffen, sicher und vernichtend treffen — Ihr Schlag hat nicht getroffen, folglich darf ich mir wohl erlauben, zu bemerken, daß er ein Fehler war.“

„Schändlich — schändlich!“ knirschte die Gräfin. „Wo findet man noch Werkzeuge, auf die man sich

verlassen kann?! Die Zeit ist matt und schal! In vergangenen Tagen konnte man selbst seine Rache ausführen — Katharina von Medici wußte sicher zu treffen, aber heute bleibt nur diese täppische Kugel übrig, und es gibt keine Hand mehr, die vom Zittern frei ist, kein Auge mehr, das die Furcht nicht trübt! Und Sie wissen das genau, Graf?" fragte sie dann.

„Ganz genau, Gräfin — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß alles sich so verhält, wie ich Ihnen gesagt. Doch nun hören Sie weiter, weshalb ich mir erlaubt habe, Sie um Ihren Besuch zu bitten."

„Was ist da noch zu hören!" rief die Gräfin. „Ich bin um meine Rache betrogen, ich soll warten, immer wieder warten, wie ich jahrelang gewartet habe! O, warum kann ich nicht selbst die Waffe führen — ich würde nicht fehlen."

„Vertrauen Sie mir und der Zukunft," sagte d'Herbigny, „vielleicht haben Sie sich überzeugt, daß meine kalte, ruhige Berechnung dennoch sicherer zum Ziele führt. Jetzt aber ist es nötig, zu handeln. Ein Schlag, der nicht vernichtend trifft, prallt gar leicht zurück. Ich weiß nicht, Gräfin, ob man die ungeschickten Schützen verfolgt und ob man sie ergriffen hat; so viel steht fest, daß man die ganze Sache bis jetzt als ein tiefes Geheimnis bewahrt;

das kann zwei Gründe haben, entweder will man sie für immer in Schweigen und Vergessenheit begraben, oder aber man hat die Thäter ergriffen und will in aller Stille die Urheber der That entdecken, um sie um so sicherer fassen zu können; dann wird man keine Drohung und keine Versprechungen sparen — wenn Ihr Name genannt würde, Gräfin —"

Die Gräfin erbleichte.

„Das ist unmöglich," sagte sie.

„Unmöglich?" erwiderte d'Herbigny achselzuckend. „Warum das? Ich weiß nicht, welche Gründe Sie zu einem so unbegrenzten Vertrauen zu Ihren Werkzeugen bestimmen — ich, Gräfin, habe ein solches Vertrauen zu niemand auf der Welt."

Die Gräfin zerriß ihr Batisttaschentuch in kleine Stücke.

„Jedenfalls, Gräfin," fuhr d'Herbigny fort, „müssen Sie für Ihre Sicherheit sorgen. Ich beschwöre Sie, verlassen Sie so schnell als möglich die Stadt und das Königreich, bis Sie Gewißheit haben, daß man Sie nicht verfolgt. Sind Sie weit von hier, in Frankreich oder in Ihrem Vaterlande, so bürge ich dafür, daß man dieser Sache keine weitere Folge geben wird, welche ein ungeheures Aufsehen erregen müßte. Hier, wo man Sie unter der Hand

hat, wäre das etwas anderes. Wenn Sie meinem Rat folgen wollen, so müssen Sie morgen schon über der Grenze sein und so schnell wie möglich auch Deutschland hinter sich lassen."

„Es wäre entsetzlich," rief die Gräfin, „meine Rache zu verlieren und mich selbst ins Verderben zu stürzen!"

„Fliehen Sie, fliehen Sie, Gräfin!" sprach d'Herbigny dringend. „Ist die Vorsicht überflüssig, so werden Sie ja später immer wieder zurückkehren können — das Ziel meiner Berechnung bringt Ihnen ja die sichere Rache, die Ihnen heute entschlüpfte."

„Sie haben recht, Graf," sagte die Gräfin nach kurzem Besinnen, „ich gehe; Sie werden von mir hören — versprechen Sie mir, mich zu benachrichtigen, wenn die Zeit da ist."

„Ich verspreche es."

D'Herbigny küßte der Gräfin galant die Hand und führte sie bis vor seine Hausthür.

In einiger Entfernung stand ein Fiaker, zu dem sie hineilte, um schnell davonzufahren.

„So ist es gut," sagte d'Herbigny, als er wieder in sein Zimmer zurückkehrte, „diese wütende Spanierin stört mir meine Kreise. Alles ist vortrefflich gegangen, ihr Anschlag hat seine Wirkung gethan und schafft

sie zu gleicher Zeit fort — ich liebe es nicht, daß ein fremder Willen den meinigen durchkreuzt.“

Er bewegte eine kleine Glocke auf seinem Schreibtisch.

„Ist der junge Mensch da, den ich habe rufen lassen?“

„Er wartet, Herr Graf,“ erwiderte der Kammerdiener.

„Er soll eintreten!“

Der Kammerdiener öffnete die Thür, und ein schwarz gekleideter, hagerer Mensch von etwa vierundzwanzig Jahren trat in das Kabinet.

Sein Gesicht hatte eine wachsgelbe, gallige Farbe, seine Züge waren scharf geschnitten, die schmalen Lippen zusammengepreßt; in seinen tiefliegenden dunklen Augen glühte das Feuer eines wilden Fanatismus; seine dunklen Haare waren kurz geschnitten und reichten tief in die breite Stirn herab. So wie der junge Mensch aussah, hätte ein Maler Ravaillac oder Jakob Clement darstellen können.

Er verneigte sich ein wenig linkisch und trat an den Schreibtisch heran, an dem der Graf Platz genommen hatte.

„Guten Abend, mein lieber Doktor!“ sagte dieser. „Ich habe Sie bitten lassen, um Ihnen einige

Instruktionen zu geben. Es kommt jetzt darauf an, energisch vorzugehen, um das Werk schnell zu fördern, in welchem Sie mich so wirksam unterstützten zum Dienst der großen Sache, die Ihnen wie mir eine heilige Lebensaufgabe ist."

„Sie wissen, Herr Graf," erwiderte der junge Mann mit einer leisen, aber außerordentlich scharf accentuirten Stimme, „daß Sie auf mich zählen können. Was soll geschehen?"

Er zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche, öffnete dasselbe und hielt einen Bleistift bereit, indem er mit seinen funkelnden Augen den Grafen erwartungsvoll ansah.

„Die Presse, mein lieber Doktor," sagte dieser, „muß nach zwei Richtungen eine geschickte und unablässig fortgesetzte Thätigkeit entwickeln; es müssen in Zwischenräumen von wenigen Tagen Artikel erscheinen, welche in mysteriöser, aber doch wieder in sehr verständlicher Weise die immer mehr in Zerrüttung verfallenden Verhältnisse der königlichen Kabinetskasse behandeln — es muß hingewiesen werden auf das Anwachsen der Schulden — es müssen Zahlen genannt werden, so hoch als möglich — es muß gesprochen werden von der Ungeduld der Gläubiger, von Klagen, von drohenden Zwangsvollstreckungen,

von der unabwendbaren Gant. Dabei muß man erzählen, daß der König überall hin Versuche mache, Anlehen aufzunehmen — diese Erzählungen müssen so pikant aufgeputzt sein als möglich — es muß dann weiter gesagt werden, daß alle diese Versuche scheiterten und dessenungeachtet immer neue Baupläne entworfen würden; genug, es muß alles geschehen, um die Gläubiger ängstlich zu machen und sie dahin zu treiben, daß sie immer mehr wirklich thun, was man schon als geschehen erzählt."

Der junge Mensch hatte sich eifrig Notizen gemacht und nickte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er vollkommen begriffen habe.

„Zweitens dann," fuhr der Graf fort, „muß immer schärfer und bestimmter von der bedenklich fortschreitenden Geistesverwirrung des Königs gesprochen werden, von seiner Isolirung von allem Verkehr mit gebildeten Menschen, von seinen Zornausbrüchen gegen seine Diener, von wilden Träumen und Halluzinationen und von der Behandlung der Staatsangelegenheiten durch Stallbediente und Lakaien. Auch hier, mein lieber Doktor, bleibt der Phantasie völlig freier Spielraum gelassen — ein wenig stark aufgetragene Farben können nichts schaden, nur muß dem Ganzen immer eine gewisse mysteriöse

Hülle gegeben werden; was man errät, reizt mehr, als was man weiß, und die Menschen glauben leichter, was sie flüstern hören, als was ihnen laut verkündet wird."

„Ich verstehe, ich verstehe, Herr Graf," sagte der junge Mann, „doch ich fürchte, daß die Ausführung Ihres Befehls schwierig sein möchte. Artikel, die das enthalten sollen, was Sie mir soeben angaben, streifen mindestens die Majestätsbeleidigung und werden den Blättern, die sie veröffentlichen, schwere Verfolgung zuziehen. Es wird nicht leicht sein, sie zum Abdruck zu bringen, und wenn dies gelingen sollte, werden sie schnell unterdrückt werden."

„Nein, nein," sagte d'Herbigny, indem er zuversichtlich den Kopf schüttelte, „das ist nicht zu besorgen, mein lieber Freund. Zunächst freilich sollen Sie die Artikel alle in auswärtige Blätter bringen; dort können Sie offener und freier sprechen, und man wird derartige Mitteilungen, wie alles Pikante und Sensationelle, mit besonderem Interesse im Publikum aufnehmen; ihr Inhalt wird dann auch hieher bringen und seine Wirkung thun. Aber auch in den hiesigen Blättern können Sie ganz unbesorgt wirken, wenn Sie nur in den Ausdrücken vorsichtig sind und die Form wehmütiger Teilnahme und

Besorgnis festhalten. Man wird sich, wie ich überzeugt bin, vorsichtig hüten, daran zu rühren, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen und den Kern der Wahrheit, der darin steckt, nicht zu enthüllen. Arbeiten Sie auch hier also in allen den Journalen, die Ihnen zugänglich sind. Die meisten werden wohl, wenn Sie die Fassung geschickt machen, darauf eingehen und sich noch ein Verdienst zu erwerben glauben. Sie kennen ja die Mitarbeiter der Blätter alle und stehen mit ihnen in Verbindung. Es wird sehr gut sein, wenn Sie nicht selbst hervortreten. Ich weiß wohl," fügte er hinzu, „daß eine solche Campagne Auslagen verlangt — nehmen Sie hier, und wenn Sie mehr bedürfen, so scheuen Sie sich nicht, es zu sagen."

Er nahm einige Banknoten und reichte sie dem jungen Mann.

Dieser errötete und nahm zögernd das Geld.

„Es ist nicht für mich, Herr Graf," sagte er, „aber man darf nicht eingeengt sein, wenn man wirken soll."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Graf, „scheuen Sie sich nicht, wir dürfen vor keinem Opfer zurückweichen, um das Ziel zu erreichen. Die große Sache, der wir dienen, verlangt gebieterisch eine Beseitigung

der gegenwärtigen Zustände, die nur durch eine gründlich durchgreifende Katastrophe erreicht werden kann."

„Ich weiß es, Herr Graf," erwiderte der Doktor, „und Sie dürfen ebenso sehr auf mein Verständnis als auf meinen Eifer zählen. Ich bin kein blindes Werkzeug, sondern ein bewußter und treuer Soldat, würdig, den großen Kampf, den wir für die heilige Sache auszufechten haben, aufzunehmen."

„Ich weiß es, mein lieber Freund," sagte der Graf, „und werde dafür sorgen, daß Ihre eifrige Thätigkeit auch da bekannt wird, wo man die geschickten und unerschrockenen Mitstreiter immer wirksam zu verwenden und zu belohnen weiß."

Der junge Mann verbeugte sich, und der Graf bemerkte es nicht, daß ein Lächeln spöttischer Ueberlegenheit über seine schmalen, blassen Lippen glitt.

„Es geht alles, wie es gehen soll," sagte d'Herbigny, als er allein war, indem er sich zufrieden die Hände rieb; „der Anschlag der Gräfin hat seine Wirkung gethan, die Zeitungen, die der König liest, werden das Werk fortsetzen, das Volk vorbereiten, und ich werde wachsam sein. Das Ziel naht, und ist erst diese Bresche in den Bau des Reiches gelegt, dann wird es beim ersten Sturm gelingen, gut zu

machen, was im Jahre 1870 verfehlt ist.“ Die Gräfin wird gehen — sie war erschreckt, und sollte sie es dennoch wagen, zu bleiben, so werden wir stärkere Mittel gebrauchen; denn fort muß sie — die Rache eines gekränkten Weibes mag als Waffe benützt werden, aber sie darf nicht den großen Plan in thörichter Leidenschaft verschieben oder scheitern lassen.“

Er entließ, wie er fast jeden Abend zu thun pflegte, den Kammerdiener seines Dienstes, und vertiefte sich noch in die Durchsicht seiner ausgedehnten Korrespondenz.

Die Gräfin war nach ihrer Wohnung zurückgekehrt. Sie bewohnte die Beletage eines eleganten Hauses in der vornehmsten Gegend der Residenz. Als sie die Droschke verlassen, öffnete sie die Hausthür mit einem kleinen Schlüssel und stieg unbemerkt die Treppe hinauf.

Ihre vertraute Kammerfrau empfing sie im Vorzimmer.

„Du wirst sogleich einige Koffer mit dem Nötigsten packen, Juliette,“ sagte sie, „wir reisen in der Frühe mit dem Pariser Kurierzug ab, die anderen Domestiken bleiben hier — Du wirst ihnen sagen, daß wir in acht Tagen wiederkommen, verstehst Du wohl?“

„Wie die Frau Gräfin befehlen,“ erwiderte die Kammerfrau, eine pikante Französin, welche seit langer Zeit im Dienst der Gräfin stand; „alles wird zur rechten Zeit bereit sein; doch,“ fügte sie mit einer gewissen Befangenheit hinzu, „es ist noch ein Herr da, der die Frau Gräfin im Salon erwartet.“

„Ein Herr zu dieser Stunde?“ rief die Gräfin erschrocken; „wie unangenehm! Ich will niemand mehr sehen — ich will unbeachtet abreisen. Wie hast Du ihm erlauben können, mich hier zu erwarten?“

„Es ist,“ erwiderte die Kammerfrau, „jener Herr, den die Frau Gräfin vor einiger Zeit mehrmals empfangen haben, jener Herr mit dem schönen braunen Gesicht und der männlich athletischen Gestalt. Die Frau Gräfin werden sich erinnern, daß Sie mir befahlen, ihn immer vorzulassen, wenn er käme, und jeden andern abzuweisen, wenn er da wäre.“

„Was?“ rief die Gräfin. „Er ist es? Hätte d'Herbigny mich getäuscht oder wäre er falsch berichtet? Gleichviel — bereite alles vor, wie ich Dir befahl, und sorge, daß alles zur rechten Zeit fertig sei.“

Sie öffnete hastig die Thür zu dem Salon und trat ein, während die Kammerfrau sich nach der

Garderobe zurückzog, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen.

Der reich dekorirte Raum war nur durch eine große Lampe von kunstvoll gearbeiteter Goldbronze erleuchtet, welche von der Mitte des Plafonds herabhing und, von einem roten Schleier umhüllt, ein magisches Purpurlicht verbreitete.

Beim Eintritt der Gräfin erhob sich eine dunkle Gestalt von einem Fauteuil und kam ihr langsam entgegen.

Die Gräfin erkannte den Sepp.

Er trug einen eleganten städtischen Anzug, so daß ihn jemand, der ihn in seiner Bergtracht gesehen, kaum hätte wiedererkennen mögen; sein Gesicht war totenbleich, brennende Glut flammte in seinen Augen.

Die Gräfin schlug den Schleier zurück.

In dem rosigen Licht, das den ganzen Raum erfüllte, erschien sie noch schöner, noch jugendlicher als sonst.

Sepp näherte sich ihr mit schwankenden, unsicheren Schritten, beugte vor ihr das Knie und blickte, während er die Hand an seine heißen Lippen drückte, voll glühender Leidenschaft und doch zugleich schmerzlich bewegt, zu ihr auf.

„Sie sind hier?“ fragte die Gräfin; „so bringen

Sie mir die Kunde, daß Ihr Wort erfüllt ist — so bringen Sie mir meine Rache?"

Ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Die Mächte der Hölle haben mich verblendet," sagte er dumpf, „sie waren mit ihm im Bunde — sie haben ihn beschützt —"

„Ihn beschützt?" rief die Gräfin, indem sie heftig ihre Hand zurückzog. „So ist es wahr? So ist er entkommen — so bin ich um meine Rache betrogen, weil ich sie in thörichtem Vertrauen ungeschickten oder feigen Händen anvertraut?"

„O Gräfin," rief er flehend, „hören Sie mich — es war nicht meine Schuld! Das Wunder eines höllischen Zaubers muß ihn gerettet haben, ich bin meiner Kugel sicher, und sie hat ihren rechten Weg genommen — ein Schrei ertönte — der Zug stockte — ein Bereiter wendete sich um und deckte ihn, der Ihrer Rache verfallen war."

Die Gräfin lachte höhnisch.

„Sprecht die Wahrheit," sagte sie, „belügt mich nicht — sagt lieber, daß Euer Herz zu schwach war für die ritterliche Rache, die Ihr mir gelobt — daß Eure Hand zitterte vor der That, zu der Ihr Euch vermessen habt."

Der Sepp sprang auf.

„Nein, Gräfin, nein!“ rief er in wildem Aufschrei. „So war es nicht — mein Herz ist stark wie eines auf Erden, und meine Hand hat nicht gezittert! Ich beschwöre Euch, glaubt mir, daß es nicht meine Schuld war, wenn er mir entrann.“

Wieder lachte sie höhnisch.

„Ihr hattet zwei Gesellen,“ sagte sie, „und dennoch habt Ihr ihn gefehlt.“

„Jene,“ rief er, indem ein wildes Feuer aus seinen Augen blitzte, „jene suchten einen andern, Eure Rache sollte mir allein gehören und jenen andern ließ ein unglückseliges Verhängnis mich treffen!“

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Nun, und was wollt Ihr hier?“

„Dir sagen,“ rief er, „daß sich diesmal ein böser Zauber zwischen mich und mein Ziel gestellt hat — Dir sagen, daß ich Deine Rache Dir dennoch bringen werde — daß ich ihn verfolgen werde überall hin, wie der Jäger das Wild, und daß er mir dennoch verfallen wird.“

„Daran thut Ihr sehr unrecht!“ sagte die Gräfin kalt, mit schneidendem Hohn. „Ein ungeschickter Jäger bleibt besser von der Jagd zurück. Geht, geht, ich habe nichts mit Euch zu thun!“

Entsetzt starrte er sie an.

„Das ist Dein Dank?“ rief er in furchtbarer Aufregung. „Du willst mich von Dir weisen? Aber das soll Dir nicht gelingen! Für Dich habe ich meine Hand zum Mord erhoben — für Dich war ich bereit, meine Seligkeit hinzugeben — Du bist mein, und willst Du mir Dein Wort brechen, so werde ich Dich dennoch festhalten, ich werde es in alle Welt hinausrufen, wozu Du mich getrieben — was Du mir gethan, und auf dem Schafott soll Dein Blut mit dem meinen zusammen fließen!“

Die Gräfin legte die Hand an einen kleinen florentinischen Dolch, den sie im Gürtel trug.

„Unsinniger,“ sagte sie, indem drohende Blitze aus ihren Augen sprühten, „was wagt Ihr — was wollt Ihr von mir — was habe ich mit Euch gemein? Kenne ich Euch? Kann ich dafür, daß ein toller Wahn Euch bethört und Euch Dinge sprechen läßt, die nie geschehen sind? Ihr waret mein Fremdenführer in Kreuth, was weiß ich weiter von Euch? Verlaßt mein Haus oder, bei Gott, ich rufe meine Leute und lasse Euch abführen, denn mein Mitleid mit Eurem Wahn ist zu Ende! Was geht die Gräfin Montera ein verrückter Bauer an, der sich nachts in meine Wohnung geschlichen hat!“

Er sah sie groß an, gespensterhaft weit öffneten

sich seine Augen, sein schon so bleiches Gesicht wurde erdfahl, dann klang ein gräßliches Hohnlachen von seinen verzerrten Lippen.

„Ein verrückter Bauer!“ rief er mit heiserer Stimme. „Ja, ja, so ist es! Der Sinn wird ja verrückt, die Seele verfällt höllischem Wahnsinn, wenn eines armen Menschen Auge die Schlange des Abgrundes erblickt! Ich habe sie erblickt! Da — da richtet sie sich zischend vor mir auf; o mein Gott, sie war so schön, sie schimmerte so herrlich in tausend Farben, und nun ringelt sie sich kalt wie der Tod um mein Herz.“

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte laut.

„Gut,“ sagte die Gräfin, „es muß ein Ende werden. Wollt Ihr nun gehen,“ fuhr sie, nahe zu ihm herantretend, fort, „oder soll ich Euch festnehmen lassen?“

Er ließ matt seine Hände sinken. Mit glanzlosen Blicken starrte er in ihre Augen, welche faszinirend ihm entgegenblitzten.

„Ja, ja,“ rief er, ängstlich zurückweichend, „ja, es ist die Schlange, die Schlange des Abgrundes — rettet mich, ihr himmlischen Mächte!“

Und immer unter ihrem Blick gebannt, wich er zurück.

Sie drängte ihn zur Thür hin, auf den Vorplatz hinaus. Dann rief sie ihre Kammerfrau.

Diese blickte erschrocken auf die gebrochene Gestalt, das fahle Gesicht und den blöden Blick des Mannes, den sie kurz vorher noch in voller Kraft gesehen hatte.

„Der Arme ist nicht recht bei Sinnen," sagte die Gräfin, „öffne ihm die Thür."

Die Kammerfrau nahm ein Licht und schritt ängstlich die Treppe hinab.

Die Gräfin ging einige Stufen nach, immer mit ihrem Auge den Seppl bannend.

Er folgte, immer wieder sich umschauend und zusammenschauernd, der Kammerfrau.

Diese öffnete die Hausthür, schob ihn schnell auf die Straße und drehte den Schlüssel im Schloß um.

„Der arme Mensch!" sagte die Gräfin; „er ist von schwerem Unglück betroffen — ich wollte ihm helfen, aber sein Geist hat sich umnachtet — ich kann nichts mehr für ihn thun."

Man hörte draußen einen furchtbaren, erschütternden Schrei.

Die Kammerfrau zitterte.

Die Gräfin lauschte einen Augenblick; dann, als alles still blieb, sagte sie:

„Beeile Dich, Juliette — wir haben nur wenig Zeit — in einer Stunde fährt der Zug.“

Und in einer Stunde war in der That alles bereit.

Der Lakai, den die Kammerfrau geweckt, hatte eine Droschke vom Bahnhof geholt.

Die Gräfin empfahl ihm, als sie in das Coupé einstieg, das Haus gut zu hüten, da sie in kurzer Zeit zurückkehren werde. Der Pfiff ertönte, und die Lokomotive brauste davon.

*

In dem Hause der alten Kräuterhanni saß die Rosl bei der Lampe am dunklen Abend. Sie regte fleißig ihre Hände bei der Näharbeit, die auf ihrem Schoße lag. Ihr Gesicht war ruhig und freundlich wie immer, zuweilen nur entfiel ihr die Nadel, und sie versank in sorgenvolles Nachdenken.

Sie hatte bei ihrer Rückkehr von Tölz den Brief ihres Bruders gefunden und freute sich fast seiner Abwesenheit, da es ihm ja, wie sie stets meinte, not that, daß er unter Menschen käme, um die thörichte Liebe zu der schönen, vornehmen, fremden Frau zu vergessen, die sie in seinem Herzen hatte keimen sehen. Sie hoffte, daß er irgendwo Arbeit

suchen und finden würde, und ertrug darum die Einsamkeit gern, wenn er nur wieder zu nützlicher Lebensthätigkeit zurückgeführt würde; als er jedoch Tag auf Tag nicht zurückkehrte und auch nichts von sich hören ließ, begann sie sich doch zuweilen zu beunruhigen; aber bald lächelte sie dann selbst über ihre Sorge. Was sollte denn Seppl, der ein so starker, kräftiger Bursch war und sich jeden Angriffs wohl erwehren konnte, widerfahren sein. Er würde, so sagte sie sich, wohl irgendwo Arbeit gefunden und noch keine Zeit gehabt haben, ihr Nachricht zu geben.

So lebte sie denn ruhig in ihrer stillen Weise weiter, immer fleißig schaffend, und nur zuweilen stieg sie hinab zu der Ulmenbäuerin, wo sie stets herzliche Aufnahme als ein lieber und gern gesehener Gast fand.

Draußen war es noch hart gefroren, und der Schnee glitzerte im Sternenschein. Zuweilen wollte es ihr vorkommen, als ob ein dunkler Schatten am Fenster vorbeiglitte, aber sie lächelte und schalt sich selbst über eine abergläubische Furcht, die sie beschleichen wollte. Gegen die Gespenster schützte sie ihr Glaube an die schirmende Macht Gottes — Räuber gab es nicht in diesen Bergen, und was hätten sie bei ihr suchen sollen?

So arbeitete sie denn ruhig weiter, bis sie plötzlich lauschend auffuhr.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht — das waren Schritte auf dem knirschenden Schnee.

Sie nahten sich dem Hause — wer konnte das sein? Es kam ja kaum jemals vor, daß am Abend jemand hier heraufstieg.

Immer näher kamen die Schritte; schon hielten sie vor der Schwelle; tastend suchte eine Hand den Drücker des Schlosses. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür, und die Rosl stieß einen freudigen Ruf aus — sie hatte ihren Bruder erkannt.

Sie bemerkte, während sie aufstand, um ihm entgegenzueilen, nicht, daß diesmal ein wirklich sichtbarer Schatten, wie der Umriß einer Gestalt, am Fenster erschien, um sogleich wieder zu verschwinden.

„Seppl," rief die Rosl, „da bist Du endlich — wie freut's mich, Dich wiederzusehen! Nun komm, ruhe Dich aus und erzähle, wo Du gewesen bist und was Du geschafft hast!"

Sie zuckte erschrocken zusammen, als sie dem Bruder die Hand reichte, um ihn in das Zimmer hineinzuziehen, denn diese Hand war kalt, und in dem Lichtkreis der Lampe bemerkte sie erst, welch eine Aenderung mit dem Seppl vorgegangen war. Er trug

städtische, elegante Kleidung, aber sein Rock war zerrissen und beschmutzt, seine Wäsche zerknittert, sein Hut saß schief auf dem ungeordneten Haar, sein Gesicht war unheimlich bleich, gläsern stierten seine Augen vor sich hin.

„Seppl, um Gottes willen," rief sie, seine Hand loslassend und ängstlich zurückweichend, „Seppl, was ist Dir? Seppl — o mein Gott, Du hast einen Rausch — Du hast Dich verführen lassen, zu trinken, Du, der Du sonst immer so nüchtern warst!"

Der Seppl kam mit schweren, schleppenden Schritten heran, sank in einen Stuhl nieder und blickte mit stumpfem Ausdruck umher.

„Ja, ja," sagte er, „da bin ich wieder, das ist ja das alte Haus — die Mutter ist nicht mehr da, aber die Rosl, und da habe ich so manchen Wintertag gesessen und hinausgesehen in den kahlen Wald und gedacht —"

Er schien in seinen Erinnerungen zu suchen, während die Rosl ihn immer ängstlicher betrachtete.

Seine umherschweifenden Blicke fielen auf den Stuhl am Fenster. Ein unstätes Feuer flackerte in seinen Augen auf.

„Dort — ja, ja, dort — da saß sie — da hat sie mir's versprochen — mir geschworen —"

Er starrte eine Weile vor sich hin, und ganz leise klang es von seinen Lippen:

„O, wäre er doch ein Ritter — ein Ritter vom goldnen Vlies —
O, Liebe, wie bist du bitter — o, Liebe, wie bist du süß!"

„Seppl, Seppl," rief Rosl, „um Gottes willen, was ist Dir? Nein, nein, das ist doch kein Rausch! Was ist geschehen — was haben sie Dir gethan?"

Der Seppl sah sie groß an und sagte kopfnickend:

„Du bist die Rosl, ja, ja, meine Schwester — ich weiß es, Du bist gut. Sage mir, Rosl," fragte er, die Hand ausstreckend, „sage mir, nicht wahr, sie wird ihr Wort nicht brechen — sie wird ihren Schwur halten — nicht wahr, sie muß ihn halten?"

„Seppl, Seppl, besinne Dich, um Gottes willen!"

Er schien sie nicht zu hören.

Sein Blick fiel auf eine hübsche Büchse, die an der Wand hing.

„Ja, ja," sagte er, „ja, sie muß ihr Wort halten — habe ich denn das meine nicht gehalten? Der Stutzen hängt dort, und der andere, der liegt draußen im Wald, dort drüben in den Bergen — ich habe ihr Rache versprochen und ich hab's gehalten."

Er starrte wieder lange vor sich hin, während die Rosl mit gefalteten Händen ein leises Gebet sprach.

„Ich habe es gehalten!" rief er. „Nein, doch

— habe ich's gehalten? Nein, nein — der Teufel trat dazwischen — der Teufel lähmte meinen Arm — oder war es die Schlange, die Schlange des Abgrundes, die ich vor mir sah, ringelnd und zischend? Aber wenn alle Schlangen und alle bösen Geister sich gegen mich aufrichteten — ich will ihr die Rache geben, den Preis will ich haben, den sie mir zugeschworen!"

Er ging nach der Wand hin und streckte die Hand nach der Büchse aus.

„Seppl, Seppl," rief die Rosl, „um der Barmherzigkeit Gottes willen, was ficht Dich an? Laß das Gewehr, Du weißt, es ist geladen!"

„Die Kugel hat ihr Ziel, sie soll es finden!" rief er mit wild aufflammenden Blicken.

Da öffnete sich die Thür. Der Spielmann trat ein.

„Ich wußte es ja," sagte er, „daß er hieher kommen würde, daß ich ihn hier finden müßte. Verlier den Mut nicht, Seppl; was einmal mißlang, kann ein andermal gelingen! Der Schreck hat Dich überwältigt; es war unnütz, niemand weiß etwas davon, Du bist ganz sicher. Aber hier sollst Du nicht bleiben — bin ich doch gekommen, um Dich fortzuführen aus der Knechtschaft in die Freiheit! Mit jener Welt hast Du gebrochen — komm mit, ich will Dich zu denen führen, denen Du angehörst,

bei denen Du freier sein wirst als der Vogel in der Luft und mächtiger als die Fürsten in der elenden Welt, die unter klirrenden Ketten ihr elendes Dasein fortschleppt. Ha, das ist die Rosl," sagte er, das zitternde, leichenblasse Mädchen anschauend; „laß sie, sie geht Dich nichts an, ob auch die Welt sie Deine Schwester nennt. Mir gehört Dein Blut, und mein Erbe soll Dein sein — komm — komm!"

Er streckte die Hand aus, um den Arm des Seppl zu ergreifen.

Der Seppl aber war beim Anblick des Spielmanns noch bleicher geworden als vorher, seine Glieder spannten sich, der unstäte Blick seiner blöden Augen schien die Erinnerung wiederzufinden.

„Ha," rief er, „das ist er, das ist der Teufel, der mich verlockt und dann meine Kugel zu falschem Ziel geführt, um mich der Schlange des Abgrundes zu überliefern! Ha, verfluchter Geist der Hölle, hast Du Fleisch und Bein, so sollst Du mir Deine Schuld bezahlen!"

Er riß das Gewehr herab und schlug auf den Boris an.

„Wahnsinniger," rief dieser, „halt an!"

Und mit einer jugendlichen Geschmeidigkeit, deren man den weißbärtigen Mann kaum für fähig

gehalten haben würde, unterlief er den Arm des Seppl und faßte das Gewehr, um es ihm zu entreißen. Aber der Seppl hielt fest, keuchend rangen sie mit einander, während die Rosl, von Entsetzen gelähmt, nur die Arme auszustrecken vermochte, als ob sie den furchtbaren Kampf aufhalten wolle. Da krachte der Schuß — der Lauf der Waffe hatte sich gewendet — mit einem röchelnden Wehelaut, von Blut überströmt, stürzte der Seppl kopfüber nieder und wälzte sich zuckend am Boden.

Der Spielmann blickte finster auf den Gefallenen herab. Noch hielt er das Gewehr, aus dessen Lauf ein dünner weißlicher Rauchstreifen hervorstieg.

„Verdammt,“ sagte er, „der Fluch ruht auf diesem Hause und auf dieser Gegend! Mein Blut ist's, das da hinfließt — es war zu sehr verdünnt von dem Blute der Knechtschaft.“

Die Rosl hatte bei dem entsetzlichen Anblick die Lähmung des Schreckens überwunden.

„Mörder,“ rief sie, „verfluchter Mörder, Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen! Was hat er Dir gethan?“

„Er wollte mir ans Leben,“ sagte Boris dumpf, auf den noch immer leise zuckenden Körper des Seppl herabblickend, „ich habe mich gewehrt, das ist das Recht der Natur, das Recht des Tieres und

des Menschen. Er wollte die Freiheit nicht, es ist besser so. Besser tot, als daß er verkümmert und verdorben wäre in der Welt der Knechtschaft."

„Verfluchter Mörder," rief die Rosl, „Du sollst mir nicht entkommen, Du sollst Deine Unthat büßen!"

Sie krallte sich mit ihren zitternden Händen an sein Wams und schrie:

„Mörder, Mörder — zu Hilfe — zu Hilfe!"

„Elende!" rief der Spielmann. „Was geht er Dich an? Ha, Du willst den Boris halten? Zurück!"

Er machte sich von ihr los und schleuderte sie weit von sich. Dann eilte er hinaus.

Sie stürzte ihm nach, aber als sie über die Schwelle trat, war er bereits in dem Gebüsch verschwunden, und während sie immer noch laut um Hilfe rief, verklang sein gellendes Hohnlachen in der Ferne.

Die Rosl eilte in das Zimmer zurück und warf sich neben ihren Bruder auf die Kniee; sie legte ihre Hand auf sein Herz, aber sie konnte dessen Schläge kaum mehr spüren. Das Blut rieselte aus einer Wunde in seiner linken Brustseite, seine Augen waren geschlossen. Sie drückte seine starren, geballten Hände, sie küßte seine Stirn, sie rief seinen Namen in sein

Ohr — endlich hob sich seine Brust unter dem schweren Atem, er öffnete noch einmal die Augen, drohend flammte sein erlöschender Blick auf.

„Boris! Boris!“ rief er.

Dann streckte er sich starr aus.

„Er ist tot!“ rief Rosl; „o mein Gott, und doch wäre vielleicht noch Hilfe möglich — ich kann ihm nicht helfen, ich muß ihn Gott überlassen und bei den Menschen-Hilfe suchen.“

Ohne einen Mantel oder ein wärmendes Tuch zu nehmen, eilte sie in fliegender Hast den schneeigen Waldweg hinab nach Beuerwald.

Atemlos langte sie auf dem Ulmenhof an.

Von Schauern geschüttelt, erzählte sie, was geschehen war.

Sogleich sendete der Breitlinger einen Wagen nach Tölz, um einen Arzt zu holen, während er selbst mit seiner Frau die Rosl nach der Waldhütte begleitete.

Kalt und starr lag der Seppl auf dem Boden. Der Breitlinger hob ihn auf, bettete ihn auf sein Lager, fühlte seine Stirn an und hielt das Ohr an seinen Mund.

„Da ist nichts mehr zu machen,“ sagte er; „ich habe den Tod auf den Schlachtfeldern gesehen und

kenne seine Zeichen. — Sorgt für Euch, Rosl, Ihr werdet Eure Kraft nötig haben," ermahnte er das leise schluchzende Mädchen.

Dann wollte er die starren, gebrochenen Augen des Toten schließen, aber es war vergebens, sie blieben offen und schienen trotz der Starrheit des Todes noch drohend in das Leben zurückzublicken.

Maria Borischa stand neben ihm, sie sprach ein leises Gebet und drückte dann ihre Hände auf die Augen des Toten. Und wunderbar, die Augen schlossen sich — das eben noch schmerzhaft verzerrte Gesicht nahm allmälich den ruhigen Ausdruck eines sanften, freundlichen Schlummers an.

„Sieh, sieh doch, Alisi," sagte Maria Borischa, „wie wundersam sich das Gesicht des Armen verändert hat!"

„Das ist so nach dem Tode," sagte der Alisi; „es ist, als ob auch die zurückgebliebene Hülle zum Frieden eingeht, wenn des Lebens Kampf vorüber ist."

„Wunderbar, wunderbar!" sprach die Maria Borischa, immer den Toten anblickend; „es erinnert mich an die vergangenen Zeiten — was ist es nur? Ja, ja, jetzt weiß ich's — an meine Mutter erinnert er mich — er ist so anders, und doch wieder liegt

etwas in seinem Gesicht, das mir ihr Bild lebendiger als sonst vor die Seele zaubert! Vielleicht hat ihr Geist mir beigestanden, diese müden Augen zu schließen. Dank, meine Mutter, Dank! Hilf mit Deinem Gebet dieser armen Seele und reiche ihr Deine Hand, sie hinaufzuführen zum Licht!"

Maria Borischa kniete neben dem Bett nieder und betete leise.

„Doch nun," sagte der Alisi, indem er die Hand der Rosl nahm, „sagt mir, wie ist das gekommen — wer war der Mörder? Hatte der Seppl einen Feind, der ihn haßt?"

„O mein Gott, ich weiß es nicht," sagte die Rosl weinend; „ein wilder Mensch, ein Spielmann mit weißem Haar und Bart, den ich nie vorher gesehen, drang hier ein; mein armer Bruder, der mir so verstört vorkam, daß ich ihn für berauscht hielt, riß die Büchse von der Wand, sie rangen mit einander, der Schuß ging los, der Mörder entfloh."

„Seltsam, seltsam!" sagte der Alisi.

„Und als der arme Seppl da seinen letzten Seufzer aushauchte, da rief er mit traurigem Ton: ‚Boris — Boris —'"

„Boris!" sagte der Alisi, indem er entsetzt aufsprang und die Hand wie geblendet vor seine Augen

hielt. „Mein Gott, wenn es möglich wäre, wenn so furchtbar der Fluch sich fortgesetzt hätte! Ja, ja, es muß so sein; aber hinab mit dem Geheimnis, hinab in die tiefsten Tiefen meiner Brust, daß nicht ein Hauch das Entsetzliche verrate.“ Er faßte sich gewaltsam und sagte ruhig: „Dieser Name führt vielleicht auf die Spur des Thäters; es ist ja das Einzige, was wir den Gerichten angeben können.“

Der Arzt kam. Er hatte nichts weiter zu thun, als den Tod des Seppl festzustellen, und wendete seine ganze Sorgfalt der tief erschütterten Rosl zu.

Man brachte sie trotz ihres Widerspruchs nach dem Ulmenhof; zwei zuverlässige Knechte wurden hinaufgeschickt, um in der Hütte Wache zu halten.

Am andern Morgen erschienen die Herren vom Bezirksamt, um den Thatbestand festzustellen.

Rosl wurde vernommen.

Der einzige Anhaltspunkt, der sich fand, war die genaue Beschreibung des Mörders, die sie geben konnte, und die Thatsache, daß der Sterbende den Namen Boris ausgesprochen.

Darauf wurde die schärfste Untersuchung eingeleitet — aber alles blieb vergeblich, man fand keine Spur von dem Bezeichneten, und auch der Name Boris führte zu keinem Anhalt.

Der Seppl wurde auf dem Friedhof zu Beuerwald zur Erde bestattet, und so oft die Maria Borischa hinausging zum Grab ihrer Mutter, sprach sie auch ein Gebet an dem Hügel des Seppl, auf dem der Breitlinger ein Kreuz mit dem einfachen Namen und dem Todestage hatte setzen lassen.

Die Rosl erholte sich langsam, aber sie kehrte nicht mehr in ihre Wohnung zurück; sie erklärte, ihr Leben Gott weihen zu wollen, um wirksamer noch für die Seele ihres armen Bruders beten zu können.

Der Alisi und die Maria Borischa widersprachen nicht, sondern leiteten selbst alles ein für die Aufnahme der Rosl bei den Ursulinerinnen.

Die Waldhütte aber blieb verschlossen. Die Leute aus der Gegend mieden sie in der Dunkelheit und schlugen ein Kreuz, wenn sie im hellen Sonnenschein daran vorübergingen, denn man flüsterte sich zu, daß es daselbst nicht geheuer sei und daß man Seufzer und Wehklagen dort höre.

*

Ruhig und gleichmäßig war es in dem Hause des alten Brauner in Brunnen zugegangen. Die Lisi war wieder ganz guten Mutes geworden, da sie von dem Lorenz Stübinger nichts mehr zu befürchten hatte.

Nachdem diese Angst von ihr genommen, konnte sie ja ruhig erwarten, wie Gott, der ihr so gnädig gewesen, ihre Zukunft fügen werde. Es lag ein gewisser feierlicher Ernst über ihrem ganzen Wesen. Das zugleich so furchtbare und so erhebende Geheimnis, das sie auch vor ihrem Vater tief in ihre Brust verschließen mußte, hatte sie über die letzten Grenzen der kindlichen Jugend hinübergehoben und ihr die volle Reife des Denkens und Empfindens gegeben. Auch mit ihrem Bruder, dessen Pflege sie eifrig und sorgsam übte, sprach sie fast niemals über jenen verhängnisvollen Abend, aber wenn er ihr von seiner Kunst und seinen Plänen erzählte, wenn er ihr die Gestalten zeigte und erklärte, die unter seinen so geschickten Fingern aus dem Thon sich bildeten, so verstand sie ihn mehr wie zuvor und vermochte seinen Gedanken zu folgen, die hoch hinaufstiegen in das Reich der Schönheit und des Ideals.

Der Franzl freilich war immer noch schwach und krank, er hustete viel, seine Augen glänzten fieberhaft, und eine scharfe Röte zeichnete sich auf seinen eingefallenen Wangen ab. Wohl war er wieder aufgestanden, aber er verließ selten das Zimmer, da die rauhe Luft seiner Brust wehe that, und der Arzt vertröstete achselzuckend auf den Frühling.

Der alte Brauner war mehr noch als sonst still und schweigsam. Wenn er auch nicht ganz begriff, wodurch es der Lisi gelungen sein möchte, sich so schnell und so gründlich mit ihrem früher so eifrigen Bewerber auseinanderzusetzen, so fühlte er sich doch in seinem Selbstgefühl dadurch verletzt, daß der Lorenz Stübinger, einer der reichsten Erben im Dorfe, so leicht und schnell von seiner Bewerbung zurückgetreten war und ihn scheu vermied. Sein Stolz lehnte sich dagegen auf, daß es vor den Leuten scheinen könne, als habe der Stübinger seine Tochter trotz seines eigenen Entgegenkommens verschmäht.

Er hielt sich deshalb, so viel er konnte, von der Begegnung mit seinen Bekannten zurück und besuchte auch zu seiner sonst gewohnten Abendstunde das Wirtshaus nicht, sondern ließ sich seine Maß nach Hause bringen. Dadurch kam er denn auch seinen Kindern näher, von denen er sich sonst fern gehalten hatte, da er für die Lisi nur darauf bedacht war, eine gute Unterkunft zu finden und den Franzl für einen der nützlichen Arbeit des Lebens verlorenen Menschen ansah. Jetzt freilich begann er anders darüber zu denken, wenn er so dasaß in der Wohnstube bei seinen Kindern, den schäumenden Maßkrug neben sich

und die kurze, silberbeschlagene Pfeife im Mund, und zuhörte, wie der Franzl von all dem Schönen erzählte, was er gesehen und gelernt, und die Kunstwerke der großen Meister beschrieb und erklärte. Dann begann er doch zu empfinden, daß es wohl noch etwas Schöneres und Höheres geben könne als die tägliche harte Arbeit in Hof und Feld und daß der Beruf, den sein schwacher und kranker Sohn gewählt hatte und mit Liebe erfaßte, doch wohl auch seinen Wert haben und fast ein Gottesdienst sein möchte, bei dem das Herz sich ebenso fromm zum Himmel erheben könnte wie in der Kirche.

Sein Bier schmeckte ihm dann noch einmal so gut wie im Wirtshaus, er trank seinem Sohn freundlich zu und fragte auch immer häufiger nach diesem und jenem, was er in dessen Erzählungen nicht verstand, auch blickte er fast andächtig auf die schönen Köpfe, welche der Kranke aus feinem Thon modellirte und deren Bedeutung und Ausdruck er mit beredten und begeisterten Worten erklärte.

Auch gegen die Lisi war der Brauner freundlicher und herzlicher als sonst; er strich ihr liebkosend über das Haar, wenn sie ihm guten Morgen oder gute Nacht sagte, er küßte sie zuweilen wohl auch zärtlich auf die Stirn, und wenn er ihr Aufträge

in der Wirtschaft gab, so geschah dies nicht wie sonst in hartem, kurz befehlendem Ton, sondern sanft und fast in bittender Form. Zuweilen schien es, als wolle er ein Wort, eine Frage an das Mädchen richten, sein langer, inniger Blick schien sie aufzufordern, vertrauensvoll zu ihm zu sprechen — aber immer schwieg er wieder, und das Wort, das fast schon auf seinen Lippen zu schweben schien, blieb unausgesprochen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß von Hohenschwangau her häufig Boten an seine Tochter kamen und daß die Lisi dann jedesmal wie verklärt von stiller, seliger Freude einherging; auch befanden sich dann immer schöne Blumensträuße von Rosen und anderen edlen, zarten Blüten, wie sie die rauhe Jahreszeit nicht hervorbringen konnte, auf dem Tisch des Zimmers. Auch dann schien wohl eine Frage in seinen Blicken zu liegen, aber wieder sprach er sie nicht aus; doch zeigte auch kein unwilliger Blick, kein finsterer Zug in seinem Gesicht, daß er unzufrieden sei mit dem, was er bemerkt, und um so glücklicher lächelte die Lisi vor sich hin.

Wäre die Krankheit des Franzl nicht gewesen, welche freilich weder die Lisi noch der Brauner so gar gefährlich ernst nahmen, da ja der Arzt für den Frühling Hoffnung gegeben, so hätte man kaum ein

glücklicheres Haus finden können als das des Brauner, in welchem drei Menschen so friedlich und freundlich bei einander lebten, sich immer näher tretend in innigem und herzlichem Verständnis.

Schon nahten sich die ersten Boten des Frühlings, und an einem der immer länger werdenden Abende saß der alte Brauner wieder bei seinen Kindern. Der Franzl hatte einen Christus modellirt in ähnlicher Auffassung wie die berühmte Statue von Thorwaldsen.

Das Bild, einige Fuß hoch, stand auf dem Tisch. Der Heiland in einfacher, schöner Gewandung, das Haupt ein wenig vorwärts geneigt, streckte die eine Hand segnend aus, während er die andere wie winkend erhob. Auf das einfache, viereckige Untergestell des Thonmodells hatte der Franzl die Worte geschrieben:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen.“

Der alte Brauner hatte sein Käppchen abgenommen. Lange sah er das Bild des Erlösers an, von welchem ein seliger Frieden auszustrahlen schien; dann reichte er in plötzlicher Bewegung seinem Sohn die Hand und sagte:

„Gott segne Dich, Franzl — das hast Du schön gemacht — das wäre wohl wert, in der Kirche aufgestellt zu werden.“

Ganz glücklich sprang die Lisi auf. Freudenthränen schimmerten in ihren Augen. Sie umarmte den Vater und küßte seine Wangen.

In diesem Augenblick wurde leise an die Thür geklopft.

Die drei hörten es nicht.

Die Thür öffnete sich und Georg Greigl erschien auf der Schwelle.

Die Lisi, welche ihren Vater noch umschlungen hielt, sah ihn zuerst. Halb Freude, halb Schrecken klang aus dem Ruf, den sie ausstieß. Aber schnell faßte sie sich, sie ließ den Vater los, trat dem jungen Menschen entgegen und reichte ihm die Hand, indem sie, hoch erglühend, aber frei und fest sagte:

„Grüß Dich Gott, Georg!“

Jetzt wendete sich auch der Alte um. Unruhig fragend sah ihn Georg an, aber in des Brauners Gesicht zeigte sich kein unwilliger Zug; im Gegenteil, er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen und wiederholte mit herzlichem Ton den Gruß seiner Tochter.

Die Lisi jubelte laut auf, sie hielt des Georgs Hand fest und zog ihn zu dem Stuhl ihres Vaters hin.

„Wundert Euch nicht, Brauner,“ sagte der Greigl, „daß ich scheu und zagend zu Euch komme — Ihr

habt mich nicht freundlich entlassen das letztemal, als ich bei Euch war, aber doch muß ich wieder kommen, muß noch einmal mit Euch sprechen, und Ihr müßt mich ruhig anhören und müßt ruhig bedenken, was ich Euch zu sagen habe."

Der Brauner lächelte freundlich.

„Meine Tochter führt mich zu Euch," sagte er; „und dort," fuhr er, auf das Christusbild deutend, ernst und feierlich fort, „der Heiland, der doch Herr ist im Himmel und auf Erden, sagt ja: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen,‘ und ich, der ich nichts bin als ein schwacher, sündhafter Mensch, ich sollte meine Kinder nicht zu mir kommen lassen?"

„O, das ist gut von Euch," rief der Georg jubelnd, während die Lisi, schnell sich bückend, ihres Vaters Hand küßte, „das ist gut von Euch, und ich danke Euch tausendmal für ein so herzliches Wort, das mir die Hoffnung wieder gibt, die ich fast schon verloren hatte, als Ihr vordem so hart und unfreundlich waret. So hört mich denn an und bedenkt freundlich, was ich Euch zu sagen habe."

„Sprecht," sagte der Brauner. „Doch Ihr tragt Euern schönen blauen Rock nicht; was bedeutet das?"

„Es bedeutet," erwiderte der Greigl, „daß ich nicht mehr im Dienst bin, und das muß Euch ja doch

gefallen, da Ihr niemals etwas vom Herrendienst habt wissen wollen und immer gesagt habt, ein freier Mann wäre Euch lieber."

„Man kann manchmal wohl seine Meinung ändern," sagte der Brauner kopfschüttelnd. „Doch wie ist das gekommen?" fragte er weiter.

„Das ist einfach," fuhr der Greigl fort, während die Lisi und der Franzl in atemloser Spannung lauschten, „Ihr wißt, daß mein Vater einen Prozeß führte mit den Fürsten, von denen mein Vorfahr abstammte."

„Ich weiß es," erwiderte der Brauner, „und das hat mir nicht gefallen wollen. Ich hab's Euch aufrichtig gesagt, jedermann soll bleiben in dem Stand, in den Gott ihn gestellt, und was Euer Vorfahr für sich nicht verlangt, das hättet Ihr auch nicht begehren sollen."

„Ich hab's nicht begehrt," rief der Greigl, „aber ich konnt's ja meinem Vater nicht wehren, ein Recht zu verfolgen, von dem er glaubte, daß es ihm zustand. Nun," rief er ganz glücklich, „der Prozeß ist verloren, mein Vater ist abgewiesen und es ist nichts mit dem fürstlichen Reichtum, von dem er träumte!"

„Und das freut Euch?" fragte der Brauner, zufrieden mit dem Kopf nickend.

„Wie sollt's mich nicht freuen? War doch dieser unglückliche Prozeß für Euch ein Hindernis, mir die Lisi zu geben, wie Ihr selbst gesagt, und was kümmert mich alles Gold der Welt, wenn ich darum meine Lisi verlieren sollte! Und nun hört weiter. Ihr habt mir auch gesagt, Herrendiener und Bauer, das paßt nicht zusammen — nun, mein allergnädigster König, den Gott segnen möge in Zeit und Ewigkeit, er weiß, daß ich die Lisi mehr als alles liebe in der Welt, und da hat er mich denn aus seinem Dienst entlassen, aber nicht aus seiner Gnade, wie er mir so liebreich und herzlich sagte, daß es wie Sonnenschein meine Seele erwärmte. Ich soll glücklich sein, hat er mir gesagt, und die Lisi, die ja sein Schützling ist, die er als Kind vom Tod gerettet, die soll ich grüßen, hat er gesagt, und für die Aussteuer wird er sorgen, und dies hier hat er mir gegeben der Lisi zum Andenken, damit sie niemals vergessen möchte, für ihn zu beten, denn er hätte das Gebet guter Menschen nötig."

Er zog ein Etui aus seiner Tasche und reichte es offen der Lisi.

Ein prachtvolles Kreuz von Rubinen funkelte dem zitternden Mädchen entgegen.

Sie nahm dasselbe mit ehrfurchtsvollem Zögern,

legte es dann zu den Füßen des Christusbildes nieder, beugte die Kniee und leise, in brünstigem Gebet bewegten sich ihre Lippen.

„Und nun bin ich gekommen,“ rief der Greigl, „um Euch zu bitten, ob Ihr mir die Lisi geben wollt, ob Ihr mich annehmen wollt als Euern Sohn und mir erlauben, daß ich statt des Franzl, der ja Höheres und Besseres gelernt hat, Euch zur Hand gehe in Eurer Arbeit in Hof und Feld.“

„Nun,“ sagte der Alte, „da Ihr Bauer seid, wie ich's von meiner Tochter Mann verlangt, und da unser Herr König“ — er nahm die Mütze ab, — „dem ich all meinen Wohlstand verdanke wie meine Tochter ihr Leben, schon einverstanden ist, wie kann ich Nein sagen — und wenn die Lisi will —“

Es war nur ein einziger Jubelruf, den der Greigl und die schnell aufspringende Lisi zugleich ausstießen. Beide umschlangen den Alten, die Lisi herzte und küßte ihn, wie sie es noch niemals früher gethan, und rief lachend und weinend zugleich:

„Wenn ich will? O, Ihr wißt ja, Vater, daß ich nicht anders will, nicht anders kann, als den Georg lieben und ihm angehören für mein ganzes Leben!“

Und dann eilte sie zu ihrem Bruder hin, küßte ihn zärtlich und rief:

„Siehst Du, Franzl, Du hast mir Gutes gebracht, da Du gekommen bist, und ich hatte recht mit meinem Glauben, daß der Heiland, dessen Bild Du so herrlich und schön gemacht, doch die Macht hat, Böses zum Guten zu wenden und alle schlimmen Geister zu zwingen! Das Kreuz da von unserem gnädigsten Herrn König, der mir zum zweitenmal das Leben wiedergab, das will ich nicht eher anlegen als an meinem Hochzeitstag, und weißt Du wohl, Franzl, das Bild da, das mußt Du fertig machen in schönem weißem Marmorstein, und unserer Kirche sollst Du's schenken, da soll es aufgestellt werden zur Freude und zum Trost für alle bekümmerten Herzen, und vor dem Bild wollen wir unser erstes Dankgebet halten, wenn wir Mann und Frau geworden sind.“

Der Greigl schlang seinen Arm um das glückliche Mädchen, deren Lippen selig lächelten, während Thränen aus ihren Augen perlten.

Der alte Brauner blickte so freundlich, wie er vordem noch nie ausgesehen hatte, auf das junge Paar, und die großen glänzenden Augen des Franzl hingen an dem Bild; auf seinem bleichen Gesicht

schimmerte es wie Verklärung, und ganz leise wie ein Hauch klang es von seinen Lippen:

„Er läßt seine Kinder zu sich kommen, bei ihm ist die Heimat.“

Glücklicher wohl war niemand ringsum in den Bergen als der alte Brauner mit seinen Kindern.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der finstere Geist, welcher so lange schon über dem Haupte des Königs Ludwig schwebte, hatte immer furchtbarer seine nächtlichen Schwingen geregt, seit jener verhängnisvollen Fahrt nach dem Linderhof, immer dichter zogen sich die Schleier zusammen, welche, aus den Fäden des Hasses und des Mißtrauens gewebt, das warme und so zart empfindliche Herz des Fürsten von seinem Volk und der ganzen Welt trennten. Mehr und mehr versank der König in die Einsamkeit, welche er nur mit den immer ungeheuerlicher anwachsenden Gestalten seiner Phantasie bevölkerte. Wohl drängte ihn zuweilen die Sehnsucht nach dem Verkehr mit anderen Menschen, Geistern und Menschenherzen die Freundschaft zu suchen, die ihn so oft getäuscht. Mit überwallendem Gefühl glaubte er bald in einem seiner Kabinetsräte, bald in einem Schauspieler, der ihm in

irgend einer Rolle besonders gefiel, einen Hephästion gefunden zu haben, aber immer wieder schnellte er nach solchen Anwandlungen hinauf in die kalte, unnahbare Höhe des Königtums, welche ihn von allen anderen Sterblichen trennte; die Eisrinde des Mißtrauens gegen diejenigen, welche bei aller Ehrfurcht ihn dennoch zuweilen an die Grenzen seiner königlichen Macht erinnern mußten, legte sich immer fester und undurchdringlicher um sein Herz, und er kam immer mehr dahin, nur mit den untergeordneten Dienern noch zu verkehren, für welche jede seiner Launen Befehl war. Er kam nur noch zu den Separat=vorstellungen nach der Hauptstadt und umgab sich dabei mit tiefem Geheimnis, so daß die Bewohner von München seine Anwesenheit erst erfuhren, wenn er schon wieder abgereist war. Er um=gab sich ausschließlich mit seinen Stallbedienten und den zu seinem persönlichen Dienst komman=dirten Chevauxlegers, und ließ auch von den Kabinetssekretären sich keinen Vortrag mehr halten, sondern die wichtigsten Staatsangelegenheiten durch Vermittlung der Unterbedienten an sich gelangen. Die Schulden der Kabinetskasse wuchsen immer höher an und wurden immer drohender, die aus=wärtigen und auch manche bayrischen Blätter

beschäftigten sich in stets wiederholten Notizen mit dieser peinlichen Angelegenheit, und jede solche Notiz beunruhigte die Gläubiger und veranlaßte eine immer größere Zahl von ihnen, Klagen bei den Gerichten einzuleiten. Dazu kamen ebenso regelmäßig wiederholte Bemerkungen über bedenkliche Nervenkrankheit des Königs. In auswärtigen Blättern wurde ziemlich rücksichtslos die Frage seiner Regierungsfähigkeit erörtert, und dadurch wurden denn immer wieder neue Gläubiger dazu getrieben, sich durch Einreichung von Klagen für alle Fälle einen rechtsgesicherten Anspruch zu schaffen. Es war wie eine Hetzjagd, die von allen Seiten auf den vereinsamten König angestellt wurde. Freilich hätte er sich derselben auf die sicherste und einfachste Weise entziehen können, wenn er seine verhängnisvolle Einsamkeit verlassen und von den phantastischen Schöpfungen seiner selbstgeschaffenen Welt hätte unter die Menschen zurückkehren wollen; aber das gerade wollte er nicht — er wollte sich nicht beugen, nicht die Unzulänglichkeit seiner königlichen Macht einräumen. Darum wich er jeder Annäherung an die Grenzen dieser Macht aus, umgab sich mit Personen, welche sich ohne Widerspruch in seinen Willen fügten, und setzte in trotzigem Eigensinn die Bauten, welche die

Kabinetskasse in immer tiefern Ruin stürzten, fort. Unglaublich klangen die Mitteilungen, welche über das Leben des vereinsamten Königs mehr oder weniger verhüllt durch die Zeitungen in die Welt drangen. Mit tief schmerzlicher Teilnahme wurden diese Mitteilungen im Lande gelesen, denn wenn man sich auch sagte, daß nicht alles, was da erzählt oder angedeutet wurde, wahr sein könne, so schien es doch unzweifelhaft, daß die Verhältnisse einer Entwicklung zutrieben, welche nur verhängnisvoll für die Regierung des Königs sein konnte, den das Volk mit so großen Hoffnungen begrüßte und der so Großes für Bayern und Deutschland gethan.

Von seinen Verwandten hielt sich der König ganz fern, selbst seine königliche Mutter, an welcher er stets mit so inniger Liebe gehangen hatte, sah er nur selten und flüchtig und vermied mit ängstlicher Scheu jedes eingehende Gespräch, das die peinlichen Verhältnisse, in denen er sich befand, hätte berühren können. Dabei jedoch vergaß er nicht, seiner Mutter und den fürstlichen Damen bei jeder Gelegenheit außerordentlich liebenswürdige Aufmerksamkeiten zu beweisen. Die Prinzessin Gisela erhielt häufig von ihm die ausgesuchtesten Bouquets aus seinen Treibhäusern, ebenso sendete er der Kaiserin von Oesterreich duftige

Blütenzeichen seiner ganz besondern Verehrung, und auch die Gemahlin des Staatsministers Freiherrn von Lutz war häufig der Gegenstand solcher gnädigen Aufmerksamkeit.

So war der erste Frühlingstag des Jahres 1886 herangekommen, die silbernen Strahlen des Mondes fielen auf den stillen Spiegel des Chiemsees, des sogenannten bayrischen Meeres, herab, ringsum erhoben sich die mächtigen Alpen, der Geisberg, der Untersberg, der Stauffen und das Sonntagshorn; weiterhin der Watzmann und der Hochfellen, an der Spitze der Hochriß und der Heuberg und ganz zurück der Wendelstein und der Breitenstein.

In majestätischer Ruhe lag die ganze großartige Landschaft da. Die Lichter des Himmels und die mächtigen, hochragenden Häupter der Alpen, sie kannten sich seit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten, und es schien, als ob der Nachtwind die alten Sagen und Erinnerungen hin und her trüge über den See hin, von den Alpen zu den Sternen, als ob sie sich unter einander fragten, was das für ein weißglänzender Bau sein möchte, der sich dort aufrichtete auf der Herreninsel in gespenstischer Dunkelheit und Stille, als ob er bestimmt sei, von

Geistern bewohnt zu werden, der so breit sich ausdehnte, als ob Geisterhände ihn erbaut hätten, und der doch wieder so winzig erschien gegen die gewaltigen Bergriesen und der so tief am Boden im Staube haftete unter den Sternen und dem Mond, der in dunklem Aetherblau des Nachthimmels seiner Bahn folgte.

Weithin durch die stille Nacht hallte ein gellender Pfiff von Rimsting her, wo an einer besonders angelegten Haltestelle ein königlicher Extrazug angefahren war. Dann war alles wieder still, nur der Nachtwind wehte über das Wasser und die kleinen Wellen des Sees rollten, leise plätschernd, an den Uferkies. Nun klang ein leises Rauschen, wie das Atmen eines Wassergottes, über den See, und mit dem goldschimmernden Kiel die Flut durchschneidend, fuhr ein Dampfer heran, leicht und flüchtig, wie ein Schwan über die Wellen zieht. Ringsum sprühte schimmernd und funkelnd das Wasser auf.

Das schlanke Schiff schien von Geisterhänden bewegt und gelenkt, man sah nicht die Regsamkeit, die sonst auf den Fahrzeugen herrscht, keine Schiffsmannschaft, keinen Steuermann. Der Dampfer schien wie von eigenem Willen belebt durch die Flut dahinzuziehen. Nur vorn an der Kielspitze

des Schiffs stand, vom Mondlicht umflossen, eine hohe Gestalt, starr und unbeweglich wie ein gemeißeltes Bild; ein blauer Mantel floß von den Schultern herab, mit Hermelin ausgeschlagen, in weitem Faltenwurf die mächtigen Glieder umhüllend, von dem Hut wehte eine weiße Feder an einer Agraffe von Edelsteinen, die in hundertfältigen, wunderbaren Reflexen das Mondlicht zurückwarf. Das bleiche, edle Gesicht war starr und unbeweglich wie die ganze Gestalt, aber aus diesem Gesicht leuchteten dunkle Augen hervor, in denen ein unheimliches Leben glühte. Bald blickten sie träumend zu den rauschenden Wellen hinab, bald wieder sehnsuchtsvoll hinauf zu den Sternen und den Häuptern der Berge, dann wieder schienen sie angstvoll umherzuspähen, als ob sie vor bösen Dämonen sich fürchteten, die über das Wasser heranschweben möchten, und dann auch loderte es in ihnen auf wie furchtbar drohender Zorn, als ob die Fahrt einen Kampf gälte aus den Tagen der riesengewaltigen Vorzeit.

Der Dampfer war nach der Herreninsel hingeglitten und fuhr in den breiten Kanal ein, der hier bis unmittelbar an die Terrasse des Schlosses führt und mit zwei hohen Spalieren eingefaßt ist.

Noch lag der weitgestreckte Schloßbau in tiefer Finsternis und grabesähnlichem Schweigen da, aber in dem Augenblick, in welchem der Dampfer in den Kanal einbog, entflammte sich plötzlich wie durch ein Zauberwort der ganze prangende Bau, und es strömte aus allen seinen Fenstern eine Flut von Licht über die Wasserfläche hin, daß fast der Mond und die Sterne vor diesem strahlenden Glanz erbleichten.

Der Dampfer wendete sich, wie von einem Lufthauch bewegt. Die mit Sammet überzogene Brücke senkte sich nach der Landungsstelle herab. Der König verließ seinen Platz an der Spitze des Kiels und schritt langsam über die Brücke; er stieg auf die Terrasse und dann über die breite Marmortreppe zu dem Portal des Schlosses.

Noch immer war niemand in dem ganzen Schloß bemerkbar, das nur in seinen Lichtfluten zu leben schien. Die goldenen Gitterthore des Mittelportals öffneten sich wie auf ein Zauberwort und schlossen sich ebenso wieder, nachdem der König in das Vestibül eingetreten war.

Er schien in der vom Wasser umflossenen Einsamkeit, auf welche nur die Bergriesen von ihren unnahbaren Höhen herabblickten, wirklich die königliche Allmacht gefunden zu haben, welche er in der

Welt so schmerzlich vermißt und welche selbst das Wort des Befehls überflüssig machte, indem schon der Gedanke Gehorsam fand wie einst der Augenwink des ägisschüttelnden Zeus, dessen wallende Locken die Höhen des Olymp erbeben ließen. Blendende Helle strahlte dem König entgegen in diesem Raum, dessen Mitte ein riesiger Pfau auf einer violetten Marmorvase einnahm. Alle Federn der lang herabfallenden Schleppe mit ihren unzähligen Augen schimmerten in tausendfältigen Farbenbrechungen und warfen das Licht der Kerzen zurück.

Die düsteren Blicke des Königs erhellten sich bei dem Anblick der ihm entgegenglänzenden Pracht, aber er achtete derselben kaum, sondern eilte flüchtig weiter, die mit purpurnem Sammet bedeckten Marmorstufen des Treppenhauses hinan durch eine Galerie, welche mit den Modellen zu noch unvollendeten Marmorstatuen geschmückt war und deren Wandgemälde eine glänzende Farbenpracht im Kerzenlicht entfalteten, in den Saal der königlichen Garden.

Ueberall sah man hier in Gold die strahlende Sonne, das Sinnbild Ludwigs XIV., und die französische Lilie. Der Saal war in Blau und Gold gehalten. Auf vergoldeten Gestellen standen vierundzwanzig Hatschierhellebarden, prachtvolle Uhren und

Vasen von Sèvresporzellan prangten auf dem Kamin und auf den Wandkonsolen, die Wandgemälde stellten Scenen aus dem spanischen Erbfolgekriege dar, und an der Schmalseite des Saales erhoben sich die Marmorbüsten der französischen Marschälle Condé und Turenne, Vauban und Villars.

Hier blieb der König einen Augenblick stehen. Stolz blitzten seine Augen.

„Hier werden sie Wache halten," sagte er, „meine getreuen Ritter vom Gral, besser noch und stolzer und unüberwindlicher wie die edlen Musketiere des großen Königs — er ist mein Vorbild, ihm gehört meine Bewunderung — aber höher hinauf noch als er will ich steigen zum Sonnenglanz des wahren Königtums!"

Er blieb noch einen Augenblick sinnend stehen, dann schritt er an den Gestalten mit den Hellebarden vorbei und neigte wie grüßend das Haupt, als ob diese vergoldeten Waffen wirklich von den edlen Wächtern seines Thrones getragen würden. Flüchtig eilte er dann weiter durch die Vorzimmer für die Dienerschaft und die Kavaliere.

In der Mitte des Kavalierzimmers, welches dem Oeil de Boeuf in Versailles nachgebildet war, erhob sich auf einem Postament die Reiterstatue Ludwigs XIV.

Tief neigte der König das Haupt, als er an diesem Standbilde vorbeischritt. Dann trat er in das Paradeschlafzimmer, welches trotz des edlen Geschmacks in seiner Ausführung doch so überladen war von verschwenderischer Pracht, daß das Auge erst eines Moments der Ruhe bedurfte, um den Eindruck zu fassen. Alles schimmerte in Rot und Gold. An der Rückseite des Saales befand sich eine Galerie, in welcher sich auf einer Estrade von Purpursammet und Gobelinstickerei mit strahlenden Sonnen das Bett erhob. In der Mitte der Decke, ganz von Goldbrokat, befand sich wieder das Bildnis Ludwigs XIV. mit Edelsteinen umrahmt. Neben dem Bette zeigten sich Wunderwerke von Toilettegegenständen, alle ziselirt von schwer vergoldetem Metall, daneben ein Betstuhl von Purpur und Gold, darüber ein kleiner Altar. Die Decke schmückte ein Bild des Apoll auf dem Sonnenwagen, und eine Statue des Sonnengottes stand am Fenster. Das ganze Zimmer war rosig beleuchtet und überall mit Kunstwerken von Sèvresporzellan angefüllt.

Der König achtete nur wenig auf all diesen Glanz und trat in den Conseilsaal, in Blau und Gold gehalten, in dem sich ein ovaler Tisch befand, an dessen oberem Ende ein thronartiger Lehnstuhl,

mit einer mächtigen Königskrone geschmückt, stand. In einer Fensternische sah man eine prachtvolle Uhr, ein Kunstwerk seltener Art. War es Zufall oder absichtliche Berechnung. Gerade als der König eintrat, schlug die Uhr die elfte Abendstunde. In der großen Spiegelnische über dem Zifferblatt erschien eine Statuette Ludwigs XIV., ringsum traten zwölf Gestalten in französischen Hofkostümen hervor und verneigten sich tief vor dem Sonnenkönig.

Ludwig blieb neben dem Thronsessel stehen.

„Hier," sagte er, die Hand auf dessen Lehne stützend, „hier werde ich wieder regieren, wenn ich mein Königtum des neuen Grals werde errichtet haben, wenn ich wieder Minister haben werde, die den Mut haben, Diener der Krone zu sein und nicht vor den Kammern mit ihren Gesetzen zittern, wenn ich Richter haben werde, die das königliche Recht vertreten, statt" — seine Blicke verfinsterten sich, sein Gesicht nahm einen drohenden und wilden Ausdruck an — „statt," sagte er leise, scheu umherblickend, „den Häschern Vollmacht zu geben, daß sie in unerhörtem Frevel ihre Hände an des Königs Eigentum legen dürfen."

Er blieb eine Zeit lang neben dem Thronsessel stehen und blickte über den Tisch hin nach den einzelnen durch kleinere Sessel bezeichneten Plätzen; seine Züge

nahmen einen Ausdruck von unbeschreiblicher, stolzer Majestät an, und leise bewegte er die Lippen, als ob er gehorsam lauschenden Dienern seine Befehle erteilte.

Dann verließ er das Gemach und trat in den großen Spiegelsaal, welcher der Galerie des Glaces in Versailles nachgebildet ist, aber diesen glänzendsten aller Königssäle noch weit an Größe und Pracht überstrahlt. Kaum hätte es möglich scheinen können, den Glanz der Gemächer, die der König bisher durchschritten, noch zu überbieten, aber dennoch mußte das Auge beim Eintritt in diesen großen Prachtsaal geblendet werden, und der König selbst stand einen Augenblick, tief aufatmend, mit glücklich leuchtenden Blicken da.

Der Riesensaal, welcher die berühmte Spiegelgalerie in Versailles erheblich an Ausdehnung übertrifft, ist der größte der Welt und nimmt mit den beiden dazu gehörigen Ecksalons die ganze Länge des Mittelbaues ein. Dreiundzwanzig hohe Bogenfenster gehen nach der Seite der Wasserwerke hinaus, und der Fensterwand gegenüber sind mächtige Spiegel in die Wände eingelassen. An der Decke und an den Wänden sieht man alle Gemälde der Versailler Galerie, welche auf Ludwig XIV. Bezug

haben, von Piloty, Wittmann, Hauschild und Schwoiser, und es findet sich an einzelnen Gemälden der Schmalseite eine merkwürdige Verbindung der Malerei und Skulptur, indem einzelne Körperteile der Gestalten aus dem Bilde plastisch hervortreten — ein origineller Versuch! Vor den Fenstern stehen Ruhebänke mit blauem Sammet überzogen, in denen wieder die goldenen französischen Lilien eingestickt sind. In den Fensternischen tragen vergoldete Bronzevasen Orangenbäume, und ringsum stehen, in antikem Buntmarmor ausgeführt, die Büsten der römischen Kaiser, von Cäsar bis Hadrian. Dieser riesige goldene Saal strahlt im Licht von zweitausendfünfhundert Kerzen auf fünfunddreißig Lüstres von Goldbronze, Kandelabern und Wandleuchtern.

Eine Zeit lang weidete sich der König an dem wunderbaren Anblick, der wohl kaum auf Erden seinesgleichen finden mag und der durch die tiefe Ruhe, in welcher diese ganze, nahezu übermenschliche Pracht dalag, fast noch berückender auf die Sinne wirkte, als wenn er von der glänzendsten Gesellschaft angefüllt gewesen wäre. Schnell schritt er dann über das Parket hin nach einem der großen Bogenfenster in der Mitte der Galerie. Er zog an einer goldenen Schnur, und der Vorhang von weißer

Seide, welcher das Fenster wie alle übrigen verhüllte, lüftete sich.

Vor dem Könige lagen die Terrassen mit den ungeheuren Bassins, Felsenbauten aus rohen Blöcken mit vergoldeten allegorischen Figuren, ein Genius auf dem Pegasus, der zum Himmel emporzusprengen scheint; Fortuna auf dem Rade; Löwen und Eber, Leoparden und Bären, Hunde und Hirsche, Flora, Diana und Venus, und aus diesen Gruppen empor sprangen die riesigen Wasserstrahlen oder rauschten die mächtigen Kaskaden herab. Dahinter liegt der Spiegel des Sees, und dies ganze Bild, in welchem sich Natur und Kunst zur höchsten und großartigsten Schönheit vereinigten, war zugleich überstrahlt von dem silbernen Mondlicht und von dem rötlichgelben Kerzenglanz, der aus allen Fenstern des Schlosses hervorleuchtete. Der Anblick spottete jeder Beschreibung, und eine stolze Befriedigung strahlte aus den Zügen des Königs, in dessen dunklen Augensternen sich der Glanz der irdischen Majestät und der Majestät der Natur zugleich widerspiegelte.

Lange blickte er hinaus über die Wasserwerke und den See hin, dann wendete er sich zurück zu der Wunderpracht des Saales, und indem er die Hand zu einem roßen Bilde Ludwigs XIV. ausstreckte, rief er:

„Le roi gouverne par lui même — das war dein Wahlspruch, du unvergleichlicher König, von dessen Krone das Sonnenlicht über die Völker strahlte — du hast ihn zur Wahrheit gemacht, und auch ich will ihn trotz aller Feinde, die sich gegen mich aufrichten, zur Wahrheit machen. Mein Königsschloß hier überragt dein Versailles, und einen Blick wie diesen hast du nicht haben können, die höchste Schönheit der Natur und der Kunst zugleich beherrschend. So weit, wie meine Schöpfung die deinige überragt, so soll auch das Königtum des neuen Gral über das deinige emporsteigen, wenn ich hier meinen Hof halten werde, umgeben von den Rittern meiner Tafelrunde, beherrschend die Natur mit ihren Seen und Bergen und den Menschengeist in seiner Kraft und Schönheit, das alles vereinigend zum Dienst der Wahrheit, zum Heil und Segen der Welt."

Lange noch stand er am Fenster, bald hinausblickend in die Landschaft, bald zurück in den schimmernden Saal. Dann ging er durch den Friedenssaal, welcher gleich prachtvoll geschmückt ist und in dem die Büsten des Trajan, Domitian, Tiberius und Cäsar Augustus aufgestellt sind, nach dem Schlafzimmer, das, zur wirklichen Benützung eingerichtet, ähnlich wie das für feierliche Levers

bestimmte Paradezimmer, nur mit geringerer Pracht, ausgestattet ist. Das Bett stand auf einer breiten, mit blauem Sammet bedeckten Estrade, die Bettstücke waren mit blauer Seide überzogen, die Decken von Goldbrokat, die Vorhänge von Gobelins mit Scenen aus der biblischen Geschichte gebildet. Spiegel und Toilettetische mit reichen Bronzegefässen waren von feinem Spitzengewebe umgeben und neben dem Bett stand ein Betschemel, darüber ein Miniaturbild der Kreuzigung Christi.

Der König kniete auf den Schemel nieder und betete lange leise und inbrünstig, dann bewegte er eine goldene Glocke, und zum erstenmale, seit er das Wunderschloß betreten, erschien eine menschliche Gestalt in diesem Raume.

Es war der Kammerdiener Maier, welcher durch eine Tapetenthür aus dem neben dem Schlafzimmer gelegenen Ankleidekabinet hereintrat und, das Knie beugend, die Befehle des Königs mit niedergeschlagenen Augen erwartete.

Die schwarze Maske, welche ihm einst zur Strafe für einen unehrerbietigen Blick auferlegt wurde, war ihm abgenommen. Er trug ein vollkommen historisches Kostüm aus der mittlern, glänzenden Regierungsperiode Ludwigs XIV. und befolgte in der ganzen

Haltung auch das Zeremoniell, das der große französische König für seinen Dienst geschaffen hatte.

Auf einen kurzen, aber nicht unfreundlichen Befehl des Königs begann er seinen Dienst, indem er seinen Herrn zunächst entkleidete und ihm dann, nachdem er ihm das Waschbecken vorgehalten, alle einzelnen Stücke eines außerordentlich glänzenden, von Goldstickerei und Edelsteinen starrenden Anzuges darreichte, wie ihn Ludwig XIV. selbst nicht besser hätte wählen können, wobei er jedesmal, so oft er sich dem Könige näherte, das Knie beugte und sorgfältig vermied, jemals den Blick zu dem Antlitz seines Herrn aufzuschlagen.

Trotz der wachsartig blassen Gesichtsfarbe und der zu voll gewordenen Gestalt sah der König dennoch in dieser Tracht außerordentlich schön und majestätisch aus, und mit zufriedenem Lächeln blickte er in den Spiegel nach seinem Bilde hin, als ob er in dieser Tracht des unumschränkten Königs von Frankreich auch in seiner Hand die königliche Allmacht fühle.

Der König trat in sein Arbeitszimmer, in Grün und Gold gehalten. Der außerordentlich kunstvoll geschnitzte und eingelegte Arbeitstisch war eine Nachbildung des Schreibtisches Ludwigs XV., daneben

stand eine Uhr in Gestalt einer Weltkugel, auf welcher der Aequator das Zifferblatt bildete, und zur Seite des Schreibtisches, auf einer Staffelei, das Bildnis der Maria Lesczinska, der Gemahlin Ludwigs XV.

Der König ließ sich auf den reich vergoldeten Sessel vor dem Schreibtisch nieder und betrachtete einen Augenblick ruhig und heiter die ebenso reiche als behagliche Einrichtung dieses Zimmers, in welchem er sich als den uneingeschränkten Herrscher fühlen mochte, weil er all die Schranken nicht sah, die sonst seinem Willen entgegentraten. Da fiel sein Blick auf einen versiegelten Brief, der auf der Platte lag.

„Woher das?" fragte er Maier, der in einiger Entfernung hinter seinem Stuhl stand.

„Der Brief ist abgegeben worden, unmittelbar ehe Eure Majestät eintrat, von einem Boten, der in einem Kahn herüberkam und das Losungswort hatte," erwiderte Maier, indem er das Knie beugte.

Der König betrachtete die Handschrift und das Siegel. Sein verfinsterter Blick klärte sich wieder auf.

„Von Geraint," flüsterte er, schnell den Umschlag aufreißend.

Er winkte.

Maier verschwand, rückwärts schreitend, hinter der Portière.

Der König las:

„Die Feinde meines königlichen Herrn sind an der Arbeit, sie treiben die ungeduldigen Gläubiger vor, und bald werden die Gerichte ihre Häscher aussenden, um die Hand an das geheiligte Eigentum des Königs zu legen. Möchte es dem erhabenen Herrn gefallen, einen vernichtenden Schlag gegen die im stillen schleichende Schlange zu thun, welche schlimmer ist als die offene Revolution. Der König weiß, wo der Mittelpunkt aller tückischen Feindschaft ist, und darf gewiß sein, daß die Ritter des Grals alle zu seinem Dienst bereit stehen, sobald er den Arm zu entscheidendem Kampf erhebt. Wenn Mordred in den Tiefen des Abgrundes gefesselt ist, wird der König Herr sein über alle Welt, wie er es jetzt ist über seinen allertreuesten Geraint."

Das Gesicht des Königs färbte sich dunkelrot, wild flammten seine Augen auf, die Adern seiner Stirn schienen zerspringen zu wollen. Mit zitternder Hand zerknitterte er das Papier.

„Ja, er hat recht, das ist schlimmer als die offene Revolution," rief er, „die man mit dem Schwert niederschlagen kann — er hat recht, einen vernichtenden Schlag muß ich führen — den Kopf muß ich dieser Schlange zertreten!"

Er bewegte die Glocke.

„Hesselschwert soll kommen!“ rief er, und wenige Augenblicke später trat der Hoffourier, in das Kostüm der Schweizergarde Ludwigs XIV. gekleidet, ein.

Er beugte das Knie vor dem König.

Dieser rief, indem er dicht vor ihn hintrat:

„Kann ich Dir trauen — kann ich mich auf Dich verlassen? Ich weiß, ich kann es,“ fuhr er fort, „denn Du gehörst mir; was Du bist, das bist Du nur durch meinen Willen — ich kann Dich in das Nichts zurückschleudern, aus dem ich Dich emporgehoben!“

Ehe der Fourier antworten konnte, sprach er weiter:

„Nun wohl, so höre! Du sollst aus meinen getreuesten Leuten eine heilige Schar bilden, welche alle meine Schlösser bewachen und jeden Häscher des Gerichts, der sich im Umkreise desselben blicken läßt, sofort einfangen.“

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte Hesselschwert, den Kopf neigend. „Und was befehlen Eure Majestät, daß mit dem Gefangenen geschehen soll?“

„Ertränkt ihn,“ rief der König, „ertränkt ihn — das ist eine milde Strafe für einen solchen Hochverräter; und dann höre weiter — wenn ich zurück

bin morgen in Hohenschwangau, so sollst Du in der neuen Burg ein Verlies einrichten lassen, dunkel und fest verschlossen, mit schweren Ketten und mit allem, was nötig ist, um jede Flucht zu verhindern. Wenn das geschehen ist," fuhr er finster fort, „dann werde ich Dir sagen, gegen wen Du ausziehen sollst mit meinen Getreuen, um ihn einzufangen und ihn in dem tiefen Kerker zu verbergen vor dem Licht der Sonne. O, daß ich ihn hätte," rief er, „daß ich ihn hätte, ihn und alle, die daran arbeiten, meinen Thron zu unterwühlen — o, ich wollte Martern ersinnen, wie sie noch nie dagewesen sind, um so ungeheuren Frevel zu strafen und all den Jammer zu rächen, den sie wie tödliches Gift in meine Seele gießen! Und weiter will ich greifen, die Zukunft soll mein sein. Trugen meine Vorfahren die Kaiserkrone, warum soll sie mein Haupt nicht schmücken? Die Zukunft will ich mir gewinnen — sie schmieden Ketten für mich — sie richten Schranken auf über Schranken um mich her — ich will das alles zerbrechen — ich will die Ketten zerreißen — ich will es sein, der zuletzt lacht!"

Er schlug ein gellendes Hohnlachen auf, das schauerlich in dem goldschimmernden Raum widerklang. Er stürmte eine Zeit lang auf und nieder, mit den

Händen in der Luft fechtend und am ganzen Körper bebend, in wilder Erregung. Dann plötzlich blieb er stehen, preßte die Hände auf den Hinterkopf und rief:

„Nein, nein, den Tag der Freude sollen sie mir nicht stören hier in meiner sichern Einsamkeit, in der mich die Wellen des Sees beschützen — einen Atemzug Glück will ich noch einziehen und morgen will ich dann die Hand erheben zum letzten entscheidenden Kampfe — meinen feigen Dienern will ich meinen Befehl senden, und wehe ihnen, wenn sie zögern oder widersprechen! Jetzt fort damit, in den Staub mit all dem Elend — geh auf, du herrliche Sonne des wahren Königtums, die bald wolkenlos über meinem Haupte leuchten soll! — Du kennst meinen Befehl," sagte er dann zu Hesselschwert, „Du haftest mit Deinem Kopf, daß er ausgeführt wird. — Man soll serviren!"

Hesselschwert sprang auf, öffnete die Thürflügel, und der König trat in das in Purpur und Gold gehaltene Speisezimmer, in dessen Mitte sich wie in Linderhof ein gedeckter Tisch befand.

Maier stand bereit.

Der König nahm Platz.

Ein Lehnstuhl befand sich ihm gegenüber.

Sein Gesicht wurde wieder heiß. Er speiste hastig, mit einer gewissen Gier, dazwischen hielt er oft lange an und führte halblaute Reden, als ob ein Gast, den er mit hoher Auszeichnung zu behandeln schien, ihm gegenüber an der Tafel säße.

Nachdem das Diner beendet war, betrat der König die neben dem Speisezimmer liegende kleine Galerie, eine Miniaturnachahmung des großen Spiegelsaals.

Hier stand an der mit Gemälden und kostbaren Kunstwerken geschmückten Langseite eine Reihe hochgewachsener, außerordentlich schöner Männer in der Tracht der alten französischen Schweizergarde, die Hellebarden im Arm; Hesselschwert am linken Flügel.

Wohlgefällig blickte der König auf alle diese kräftigen Gestalten, welche bei seinem Eintritt grüßend die Hellebarden senkten.

„Du bist Deiner Leute sicher?“ fragte er Hesselschwert.

„Vollkommen sicher, Majestät,“ erwiderte dieser, „jeder Frevler, der den Schlössern zu nahen wagt, wird ertränkt.“

Der König nickte freundlich, und dann begann er, in der Galerie auf und nieder zu gehen, bald in tiefe Gedanken versunken, bald wieder den Kopf neigend, als ob er ein Phantasiebild grüße, dann

stehen bleibend und einige Worte sprechend, zuweilen auch lange unbeweglich vor sich hinstarrend und mit den Fingern die Locken auf seiner Stirn drehend.

Eine Stunde lang mochte dies wundersame Spiel gedauert haben, dann verließ er, auf der Schwelle noch einmal mit majestätischem Anstand grüßend, die Galerie und begab sich in sein Schlafzimmer.

Er ließ sich von Maier entkleiden und kniete dann lange, nachdem er den Kammerdiener entlassen und die Stunde des Aufbruches für den andern Tag bestimmt, vor dem Betschemel an der Seite seines Bettes, mit verklärten Blicken zu dem Christusbilde aufschauend, bevor er sich zum Schlummer niederlegte.

In der nächsten Nacht war er wiederum in Hohenschwangau eingetroffen. Er entsendete einen kurzen, strengen Befehl an das Gesamtstaatsministerium, dem versammelten Landtage sogleich eine Vorlage zur Ordnung der Verhältnisse der Kabinetskasse zu machen und mit thunlichster Beschleunigung die hierauf bezüglichen Vorschläge ihm zu unterbreiten; dann begann er mit erneutem Eifer sich mit dem Weiterbau der Burg von Neuschwanstein zu beschäftigen und zugleich Pläne auszuarbeiten für die Aufrichtung einer neuen Burg Falkenstein,

zu der er in großartigster Auffassung für edelsten Geschmack nach seinen eigenen Ideen ein Modell hatte anfertigen lassen. Eine innere Unruhe schien ihn in immer steigenderem Maße zu verzehren; bald suchte er in künstlerischem Schaffen Vergessenheit der Sorgen, die ihn unaufhörlich wie Erynnien der griechischen Mythe verfolgten, und die Künstler, welche er mit der Ausführung seiner Ideen beauftragte, staunten über die Tiefe seiner Auffassung, die reiche Fülle seiner Kenntnisse und die überraschende Kraft seines Gedächtnisses — bald wieder erteilte er die schärfsten Befehle gegen Personen, die seinen Unwillen erregten. In wilden Zornausbrüchen befahl er, die unbotmäßigen Minister zu fangen und mit grausamen Strafen zu belegen, bald auch gebot er untergeordneten Dienern, ein neues Ministerium zu bilden, oder erteilte die außerordentlichsten Aufträge zur Beschaffung von Geldmitteln für seine Bauten; dazwischen fuhr er in unstäter Hast durch die Berge — er schien sich auf der Flucht vor seinen eigenen Gedanken zu befinden und doch vergeblich in der unstäten Bewegung die Ruhe zu suchen. Auf seinen Befehl an das Gesamtministerium war ein ausführlicher Bericht eingegangen, welcher die Unmöglichkeit der Beschaffung neuer, außerordentlicher Mittel zur

Fortsetzung der begonnenen Bauten, welche der König ausdrücklich als seine einzige Lebensfreude bezeichnet hatte, darlegte. Die Minister führten aus, daß durch eine fest innegehaltene, strenge Sparsamkeit und durch die Zurückführung der Ausgaben auf die Höhe der unter Maximilian verwendeten Summen die vorhandenen Schulden gedeckt werden könnten, und regten den König an, daß er die notwendigen und ausführbaren Beschränkungen eintreten lassen möge, da sonst der Konkurs der Kabinetskasse unvermeidlich sei und auch die Frage zur Folge haben könne, ob der König noch die Zügel der Regierung in der Hand zu halten vermöge.

Der König geriet in heftigen Zorn, als er diesen Bericht erhielt; er erteilte in seiner Erregung die außerordentlichsten Befehle und steigerte seine Nervenunruhe bis zu einem bedenklichen Grade, ohne daß eine unmittelbare Umgebung es wagte, dagegen zu sprechen.

Er eilte durch die Gemächer von Hohenschwangau, als ob böse Geister ihn verfolgten.

Auf einem Korridor begegnete er dem Schloßdiener Niggl, welcher nicht wie die übrigen Diener scheu den Blick vor ihm niederschlug, sondern mit inniger, liebevoller Teilnahme in das verzerrte Gesicht seines Herrn blickte.

Bei jedem andern würde der König einen solchen Verstoß auf das heftigste gerügt und bestraft haben, aber das gute, treue Auge des Niggl schien einen beruhigenden Einfluß auf ihn zu üben. Er blieb stehen, legte die Hand auf die Schulter des Dieners und sagte, indem mehr Schmerz als Zorn in seiner Stimme widerklang:

„Nun, Niggl, was sagst Du — diese Feiglinge wagen es nicht, das elende Geld zu schaffen, das ich bedarf — sie verlangen von mir, daß ich wie ein Bettler rechnen soll, daß ich all das Schöne und Herrliche unausgeführt lassen soll, was in mir liegt. Ist das nicht schändlicher Hochverrat, Auflehnung gegen ihren Herrn?“

„Ach, Majestät,“ sagte Niggl, indem er die Hände faltete, „warum wenden sich Eure Majestät nicht an das Volk — das Volk wird seinen König nicht im Stich lassen — ach, Majestät, wenn ich einen Rat geben könnte, so würde ich Eure Majestät bitten, nach München zu fahren, sich dort dem Volk zu zeigen, selbst zu den Kammern zu sprechen und Ihren Willen kund zu thun — alles, alles wird sich dann zum Guten wenden.“

Der König sah ihn lange an; sein eben noch in wilder Bewegung zuckendes Gesicht wurde immer klarer und ruhiger.

„Niggl," sagte er, „Du hast recht, bei Gott, Du hast recht:

‚Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.'

„Die Treue sieht scharf und findet es heraus, was dem hochmütigen Verstand verborgen bleibt. Ja, Du hast recht — ich will hin; das Volk und die Minister und die Kammern, sie alle sollen ihren König sehen — die Sonne kann nicht wärmen und leuchten, wenn sie hinter den Wolken verborgen ist."

Er befahl, anzuspannen, und eine Stunde später fuhr er im sechsspännigen offenen Wagen auf der Straße nach Steingaden davon.

Er war in Seeshaupt angekommen, wo Relais bereit standen. Ein schaumbedecktes Reitpferd wurde vor dem Wirtshaus von einem Burschen des Dorfes auf und ab geführt. Die Wirtin, eine freundliche ältere Frau, war, wie sie immer zu thun pflegte, an den Wagen herangetreten, und der König sprach freundlich und gütig mit ihr. Er sah ruhig und heiter aus; ein fester Entschluß leuchtete aus seinen klaren Blicken.

Da trat aus der Thür des Wirtshauses ein Reitknecht in einfacher Livree, welcher auf dem von dem Knaben herumgeführten Pferde angekommen war.

Beim Anblick des Königs nahm er den Hut ab und verbeugte sich fast bis zur Erde.

Der König erwiderte mit flüchtiger Kopfneigung den Gruß, dann aber heftete sich sein Blick verwundert und forschend auf das Gesicht des Grüßenden, der sich wieder emporgerichtet hatte.

Dies Gesicht war bleich und welk, von schwarzen Haaren eingefaßt. Die Oberlippe war von einem schwarzen Bärtchen bedeckt und die dunklen, tiefliegenden, matten Augen richteten sich mit einem eigentümlichen Ausdruck auf den König.

Er zog einen Brief aus der Brusttasche seiner Livree und näherte sich dem königlichen Wagen.

Der König schien von seinem Blick gebannt zu sein. Wie in unwillkürlicher Bewegung streckte er die Hand aus.

Der Fremde trat mit einer abermaligen tiefen Verbeugung ganz nahe heran und sprach:

„Für Seine Majestät den König!“

Dann zog er sich, rückwärts schreitend, wieder in das Wirtshaus zurück.

Der König hatte den Brief genommen und riß ihn hastig auf, nachdem er einen Blick auf das Siegel mit dem von Strahlen umflossenen Kelch geworfen hatte.

Die Wirtin trat zurück. Sie fand in dem Vorfall nichts Auffallendes, denn es geschah öfter, daß ihn auf seinen Fahrten Kuriere erreichten.

Der König las:

„Der Verrat und der Mord erwarten den König in der Hauptstadt. Seine Feinde sind bereit. Die Ritter des Grals sind noch nicht mächtig genug, um ihn zu schützen. Nur in den Bergen ist Sicherheit und Freiheit, dort nur kann das wahre Sonnenkönigtum aufgerichtet werden zum Siegeszug durch die Welt.

Seines erhabenen Herrn getreuester Geraint."

Die Hand des Königs zitterte, sein Gesicht wurde totenbleich, seine eben noch freundlich blickenden Augen starrten mit dem Ausdruck schaudernden Entsetzens zum Himmel auf.

Einen Augenblick saß er so, einem Bilde des Schreckens gleich, unbeweglich da.

Der Stallmeister meldete, daß der Umspann geschehen sei.

Da fuhr der König auf. Er zerriß das Blatt in kleine Stücke und rief mit heiserer Stimme:

„Umkehren — umkehren — nach Hohenschwangau zurück!"

Der Stallmeister wagte es nicht, seinem Erstaunen

Ausdruck zu geben. Er gab dem Kutscher seinen Befehl. Der Wagen wendete.

Unter der Thür im Schatten des Hausflurs stand der Reitknecht, welcher dem König den Brief gebracht hatte.

Er verneigte sich, legte die Hand auf die Brust, als des Königs Blick bei der Wendung ihn traf. Dann griffen die Pferde aus, und pfeilschnell flog der Wagen des Königs auf der Straße nach Hohenschwangau zurück.

„Das muß eine böse Nachricht gewesen sein," sagte die Wirtin, welche voll Teilnahme dem Wagen nachsah, „die Ihr dem allergnädigsten Herrn da gebracht habt — er sah ja ganz verstört aus und war doch vorher noch so gnädig und freundlich."

„Ich weiß es nicht," sagte der Mann achselzuckend; „wir Diener kennen ja den Inhalt der Briefe nicht, die wir tragen — ich habe meinen Befehl ausgeführt, das Uebrige ist nicht meine Sache."

Er zahlte eine Maß Bier, die er kaum berührt hatte, gab dem Knaben, der sein Pferd führte, ein Geldstück, schwang sich in den Sattel und sprengte in der Richtung nach Berg davon.

*

Der Prinz Luitpold von Bayern stand in dem Arbeitszimmer seines Palais der königlichen Residenz gegenüber und hörte dem Vortrage des Staatsministers Freiherrn von Lutz zu.

Die kräftige, soldatische Gestalt des Prinzen, der die Interimsuniform des bayrischen Feldzeugmeisters trug, war fest aufgerichtet und zeigte noch die volle Spannkraft der schlanken Glieder. Das scharf markirte Gesicht mit grauem Vollbart und dem kurzen grauen Haar war ernst und schmerzlich bewegt.

Der Staatsminister, schmächtig und etwas gebückt, in der kleinen Ministeruniform, den Stern des Ordens der bayrischen Krone auf der Brust, zeigte ebenfalls in seinem ausdrucksvollen Gesicht mit dem kleinen grauen, kurz gestutzten Schnurrbart und den scharfen, durch die goldene Brille hervorblitzenden Augen eine tiefe, schmerzliche Bewegung.

„Ich habe also die Ehre gehabt," sagte er, „Eurer Königlichen Hoheit die Reihe beklagenswerter Verirrungen vorzutragen, welche nach den unbestreitbaren Zeugnissen der Umgebung in dem Leben Seiner Majestät des Königs in erschreckender Weise Fortschritte machen und habe Höchstdemselben das ausführliche Gutachten des Obermedizinalrats von Gudden unterbreitet, welcher unter Zuziehung der

anderen genannten Aerzte auf Grund wissenschaftlicher Prüfung der Thatsachen die Paranöa, die originäre Verrücktheit, bei Seiner Majestät konstatirt. Es war uns allen Ministern Seiner Majestät seit lange klar, daß eine Geistesstörung bei unserem erhabenen Herrn Platz gegriffen habe. Wir haben so lange, als es irgend möglich war, versucht, die Geschäfte weiterzuführen, um dem König wie seinem Hause und dem Land eine furchtbare Katastrophe zu ersparen. Eure Königliche Hoheit wissen, daß wir es versucht haben, durch Besprechung mit den leitenden Mitgliedern der Kammern eine Tilgung der Schulden der Kabinetskasse durch eine von den Ständen garantirte Anleihe zu ermöglichen, aber es ist uns nicht gelungen, von Seiner Majestät die Garantien dafür zu erhalten, daß keine weiteren Schulden gemacht würden, und zugleich haben wir es nicht mit unserer Pflicht für vereinbar gehalten, in diesem Augenblick die Führung der Geschäfte niederzulegen und die Ordnung der verhängnisvollen Angelegenheit der Kabinetskasse anderen Männern zu überlassen, welche vielleicht eine größere Willfährigkeit bei der Majorität der Kammern zu finden vermöchten. Meine Kollegen und ich sind einstimmig zu der Ansicht gelangt, daß nunmehr der Augenblick

gekommen ist, in welchem, wenn das Land vor schwerem Unglück bewahrt werden soll, die verfassungsmäßige Regentschaft einzutreten hat, da zu unserem tiefsten Schmerz kein Zweifel mehr bestehen kann, daß Seine Majestät zur Weiterführung der Regierung unfähig ist. Ich bitte deshalb im Namen meiner Kollegen im Gesamtstaatsministerium Eure Königliche Hoheit, als den zur Regentschaft berufenen erlauchten Agnaten des königlichen Hauses, die Regentschaft zu übernehmen und den erforderlichen Schritten, die wir vorbereitet haben, Höchstihre Sanktion geben zu wollen."

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Der Prinz neigte das Haupt — ein heftiger innerer Kampf malte sich auf seinen Zügen.

„Gott weiß es," sagte er endlich mit einer Stimme, aus der seine tiefe Bewegung hervorklang, „Gott weiß es, daß mich die Regierung nicht lockt — ich bin Soldat gewesen von Jugend auf und habe nichts anderes verlangt und keinen andern Ehrgeiz gehabt, als unter meinem von Gott berufenen königlichen Neffen dem Vaterlande mit aller Kraft, die mir der Himmel gegeben, zu dienen. Ist es denn wirklich wahr, daß der äußerste Schritt unvermeidlich ist, daß ich die unter diesen Umständen

doppelt schwere und verhängnisvolle Last der Regierung auf mein ergrautes Haupt laden muß!"

„Es besteht kein Zweifel darüber, Königliche Hoheit," erwiderte Herr von Lutz; „in dem vollen Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit müssen wir, meine Kollegen und ich, Eure Königliche Hoheit an die Erfüllung Ihrer höchsten, unabweislichen Pflicht mahnen, das erheischt das Wohl des Volkes und das erheischt auch die Würde des ganzen erhabenen königlichen Hauses, damit nicht durch eine Steigerung der unglückseligen Krankheit Seiner Majestät des Königs noch unglückseligere Verhältnisse geschaffen werden."

„Und was meinen Sie, daß geschehen müßte?" fragte der Prinz.

„Die unendlich schmerzliche Notwendigkeit," erwiderte Herr von Lutz, „erfordert es, die allerhöchste Person Seiner Majestät des Königs in sichern Gewahrsam zu bringen, um sowohl ihn selbst als seine Umgebung und den Staat vor den traurigen Wirkungen seiner Krankheit zu schützen und durch eine streng geordnete ärztliche Behandlung eine Heilung zu versuchen."

„Ist eine solche Heilung möglich?" fragte der Prinz.

„Die Aerzte geben kaum Hoffnung dazu,“ erwiderte Herr von Lutz achselzuckend. „Das Beispiel des unglücklichen Prinzen Otto läßt besorgen, daß eine Familienanlage zum Wahnsinn vorhanden sei.“

Nachdenklich ging der Prinz im Zimmer auf und nieder.

„Und wenn ich mich nicht entschließen könnte, die Regentschaft unter so schwierigen Verhältnissen anzunehmen? Es werden sich Stimmen dagegen erheben — man wird die Notwendigkeit bezweifeln — der König hat trotz seiner Geisteszerrüttung Augenblicke, in denen er vollkommen ruhig und verständig spricht, das Volk in den Bergen hängt an ihm; es wird an Angriffen und Verdächtigungen nicht fehlen.“

„Wenn Eure Königliche Hoheit nach Höchstihrem Ermessen den Augenblick noch nicht für gekommen erachten, um sich der Uebernahme der Regentschaft als nächstberechtigter Agnat zu unterziehen, dann bleibt uns, meinen Kollegen und mir, nichts anderes übrig, als unsere Aemter in die Hände des Königs, der sie uns übertrug, zurückzugeben und vor dem König und der Oeffentlichkeit die Gründe dafür darzulegen; denn es ist unmöglich für uns, die schwere Verantwortung einer solchen Regierung, wie sie

gegenwärtig besteht, weiter zu tragen. Bis jetzt ist alles noch glücklich ohne Schaden für das Land und unheilbare Verwirrung abgelaufen, obgleich die Lage der Kabinetskasse an sich schon eine schwere Kalamität ist — es können aber in jedem Augenblick Dinge eintreten, welche die unseligsten Zustände herbeiführen, und dann würde man mit Recht fragen, wie konnten die Räte der Krone es dahin kommen lassen, daß solche Dinge geschahen? Ich flehe daher Eure Königliche Hoheit im Namen meiner Kollegen, im Namen des bayrischen Volks, ja, im Namen des ganzen Deutschland, in dessen Reichsorganismus Bayern eine so wichtige Stelle einnimmt, dringend an, die Pflicht, deren ganze schmerzliche Last ich erkenne und mitempfinde, auf sich nehmen zu wollen."

„O mein Gott," rief der Prinz, indem sein sonst so ruhiges Gesicht in schmerzlich peinvoller Bewegung zuckte, „mein Gott, warum ist so schweres Unglück über unser Haus gekommen!"

Wieder stand er eine Zeit lang in tiefe Gedanken verloren da.

„Gut denn," sagte er endlich, „ich will thun, was geschehen muß und was ich als meine Pflicht erkenne. Gott, vor dem nichts verborgen bleibt, weiß, daß in meinem Herzen in diesem Augenblick

keine andere Empfindung lebt als der Schmerz über meinen unglücklichen Neffen und daß ich frei bin von jedem ehrgeizigen Wunsch. Wie die Dinge lagen, war es ja ohnehin nach menschlicher Berechnung nicht zweifelhaft, daß die Krone dereinst auf meine Nachkommen übergehen würde — ich selbst habe die Regierung nie gewünscht und würde glücklich gewesen sein, als der erste und treueste Diener des rechtmäßigen Königs bis zum Ende meines Lebens meine Kraft für den Dienst meines Landes einzusetzen. Gottes Wille geschehe, ich bin ein Werkzeug in seinen Händen und werde nicht müde werden, zu beten, daß er dem Könige das Licht seines Geistes wiedergeben möge. Doch," sprach er dann ernst und fast streng weiter, „ich werde nicht dulden, daß in dieser Sache anders vorgegangen werde, als es die Ehrfurcht vor der Majestät verlangt — ich werde noch einmal das Aktenstück prüfen — ich will selbst die Aerzte hören, und dann soll eine Staatskommission niedergesetzt werden, welche sich nach Hohenschwangau begeben wird, um dem Könige die Einsetzung der Regentschaft mitzuteilen und in aller Ehrfurcht die Bitte vorzutragen, daß er sich der als notwendig erkannten ärztlichen Behandlung unterwerfen und bis zu seiner Wiederherstellung sich der Regierung enthalten möge."

„Wird das möglich sein?“ sagte Herr von Lutz kopfschüttelnd; „der König wird in Zorn geraten — er wird in einer solchen Verkündigung Hochverrat erblicken — er wird vielleicht gewaltsamen Widerstand leisten, und so lange die Regentschaft nicht proklamirt ist, werden alle Behörden, wird die Armee zum Gehorsam verpflichtet sein.“

„Gleichviel,“ erwiderte der Prinz, „die Ehrfurcht vor der königlichen Majestät erfordert es, daß so, wie ich es gesagt, verfahren werde — es ist dies meine Bedingung für die Uebernahme der Regentschaft, ich werde von derselben nicht abgehen. Bereiten Sie also alles vor und entwerfen Sie mir eine Liste derjenigen Personen, welche mit Ihnen die Kommission bilden sollen.“

„Mit mir, königliche Hoheit?“ rief Herr von Lutz, indem er erschrocken einen Schritt zurücktrat. „O, Königliche Hoheit, ich bitte inständigst, verlangen Sie es von mir nicht, in einer so furchtbar schmerzlichen Sache dem Könige gegenüberzutreten, der mich mit Gnaden und Ehren überhäuft hat, dessen Diener ich seit so langen Jahren und in jenen schönen Zeiten war, da er hellen Geistes und warmen Gemütes hochherzig eintrat für die Wiedergeburt Deutschlands zu nationaler Macht und Größe — ich würde

es nicht ertragen, ich würde schwach werden in solchem Augenblick — das verhängnisvolle Wort würde nicht den Weg über meine Lippen finden."

Ein unsäglicher Schmerz zitterte auf dem Gesicht des Ministers, seine Augen wurden feucht unter der großen goldenen Brille.

„Ich verstehe Ihr Gefühl," sagte der Prinz, indem er dem Minister die Hand drückte, „bleiben Sie also zurück und setzen Sie die Kommission zusammen, wie Sie es für gut erachten."

„Noch eins," sprach Herr von Lutz nach einer kurzen Pause, „habe ich Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst auszusprechen — wir, meine Kollegen und ich, haben die Regierung des Landes stets im Reich und in den inneren Angelegenheiten Bayerns in einer bestimmten Richtung geführt, welche der König mir vor Jahren schon vorgezeichnet hat und von welcher er auch in der Zeit seiner geistigen Verwirrung niemals abgegangen ist. Ich weiß nicht, ob Eure Königliche Hoheit mit dieser Richtung einverstanden sind — fast hat es mir zuweilen scheinen wollen, wie ich offen auszusprechen keinen Anstand nehmen darf, als ob Höchstdieselben die Grundsätze der Regierung nicht immer billigten — nachdem wir die volle Verantwortlichkeit für die

Einsetzung der Regentschaft werden übernommen haben, wird es daher unsere Pflicht sein, unsere Aemter in Eurer Königlichen Hoheit Hände zurückzulegen, und mir persönlich wird es eine wehmütige Beruhigung sein, nach so langen Jahren angestrengten Dienstes für die Krone und das Land mit der verhängnisvollen Katastrophe, welche über meinen König hereingebrochen ist, vom politischen Schauplatz abzutreten — ich bitte daher im voraus, daß Eure Königliche Hoheit meine und meiner Kollegen Entlassung demnächst genehmigen wollen, nachdem wir mit unserer Verantwortlichkeit die Einsetzung der Regentschaft gedeckt haben werden."

„Nein, mein lieber Minister," sagte der Regent herzlich, „diese Bitte gewähre ich Ihnen nicht. Es ist ja wohl Sitte, daß die Minister bei einer neuen Regierung ihr Portefeuille zur Verfügung des Regenten stellen, Sie mögen diese Form erfüllen, aber ich sage Ihnen vorher, ich werde mich kaum dazu entschließen können, die so lange bewährten Ratgeber der Krone zu entlassen in dem Augenblick, in welchem ich in einen Beruf eintrete, der mir fremd ist, nachdem ich mein ganzes Leben lang nur Soldat war. Wenn Gottes Wille mich zwingt, unter so schmerzlichen Umständen die Regentschaft zu übernehmen, so

werde ich doch eben nur Regent sein und mich für verpflichtet halten, ganz im Sinne meines königlichen Neffen weiter zu regieren, so lange derselbe am Leben ist und die Möglichkeit vorliegt, daß Gott mein Gebet um seine Wiederherstellung erhört; ich werde dies aber auch aus voller Ueberzeugung thun, was die Politik betrifft, welche Bayern dem Kaiser und dem Reich und auch Preußen gegenüber befolgt hat, denn ich bin mit dieser Politik von ganzem Herzen einverstanden. Wohl weiß ich, daß man mich als einen Gegner Preußens und der Neugestaltung Deutschlands oft hinstellte, daß die Opposition glaubte oder sich zu glauben den Anschein gab, ich sei im stillen mit ihr einverstanden — ich habe mich nie darüber geäußert, weil ich es für die Pflicht des ersten königlichen Prinzen halte, über die Politik seines Königs niemals ein Urteil auszusprechen; aber ich kann Ihnen sagen, daß ich schon seit langer Zeit mit voller Ueberzeugung und Hingebung den Gedanken teile, welcher die bayrische Politik im deutschen Reich leitet, nachdem ich freilich erst nach schwerem innerem Kampf die erste Verbitterung überwunden habe, welche noch aus den Erinnerungen der Vergangenheit nachklang. Man weiß das auch in Berlin — der Kaiser Wilhelm

kennt meine tiefe Verehrung für seine Person, und ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß unter meiner Regentschaft, ganz abgesehen von der Pietät gegen meinen unglücklichen Neffen, nichts, gar nichts sich in der Stellung Bayerns im Reich ändern wird, ja, ich hege die Hoffnung, daß die persönliche Entfremdung, welche durch des Königs Krankheit zwischen uns und dem preußischen Haus eingetreten ist, verschwinden werde."

„O, Königliche Hoheit," rief Herr von Lutz freudig, „dieses Wort nimmt eine schwere Sorge von meinem Herzen. Es bleibt nur der Schmerz um meinen unglücklichen Herrn übrig, die edle Saat, welche er ausgestreut, wird ihre Früchte weiter tragen!"

„Das soll sie," sagte der Prinz, „und das walte Gott. Was die inneren Fragen betrifft, so werden wir weiter darüber sprechen — ich werde prüfen und mir meine Ansichten feststellen. Ihr Rat wird mir stets von hohem Wert sein, und ich bin gewiß, daß auch da, wo Meinungsverschiedenheiten hervortreten sollten, dieselben niemals eine solche Bedeutung gewinnen werden, daß sie uns trennen könnten. Lassen Sie uns also gemeinsam den schweren Weg gehen, der vor uns liegt."

Noch einmal drückte er dem Minister die Hand.

„Nun lassen Sie mir noch einen Tag," sagte er dann. „Bereiten Sie alles vor, und nachdem ich noch einmal in aller Stille mit mir zu Rate gegangen bin, soll morgen das Unvermeidliche geschehen sein."

Der Minister verbeugte sich stumm und ging gesenkten Hauptes hinaus.

Der Prinz setzte sich an seinen Schreibtisch und durchlas, das Haupt in die Hand gestützt, das Aktenstück, das Herr von Lutz ihm zurückgelassen.

*

Es gehört der Geschichte an, wie die von dem Prinzen Luitpold ernannte Staatskommission, bestehend aus dem Staatsminister des königlichen Hauses und des Aeußern Freiherrn von Crailsheim, dem Oberstallmeister Grafen von Holnstein aus Bayern, dem Reichsrat Grafen Törring, dem Obersthofmarschall Baron von Malsen und dem Obermedizinalrat Doktor von Gudden sich nach Hohenschwangau begab, um dem König in feierlicher, ehrfurchtsvoller Weise die Einsetzung der Regentschaft kundzugeben.

Seit kurzem erst war der König vollständig nach dem Schlosse Neuschwanstein übergesiedelt, nachdem

er bis tief in den Frühling hinein seine Residenz in Hohenschwangau gehabt hatte.

Die Königin-Mutter war zu ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt nach Elbinger Alp gegangen, und der König hatte von ihr einen herzlich zärtlichen Abschied genommen, ohne jedoch aus der düstern und scheuen Verschlossenheit herauszutreten, welche er schon seit längerer Zeit auch seiner Mutter gegenüber bewahrte.

Am Tage seines Abganges von Hohenschwangau hatte er sich schon früh erhoben; sein Schlafzimmer in der alten Burg war, eigentümlich abstechend gegen die ausschweifende Pracht seiner neuen Schlösser, ganz in der früheren Einfachheit geblieben. Der kleine, sehr primitiv nachgeahmte Sternenhimmel über dem Bett hatte während der Nacht über dem schlummernden König geleuchtet, und als er dann ziemlich früh am Morgen aufstand — denn er hatte in der letzten Zeit seine Gewohnheit, den Tag zur Nacht zu machen, wieder aufgegeben — schallte ihm ein lautes Zwitschern und Schmettern der zahlreichen Kanarienvögel entgegen, welche hinter einem Drahtgitter in der Fensternische seines Schlafzimmers umherflogen.

Nachdem er flüchtig Toilette gemacht, trat er an den von weißem, unbehobeltem Holz gezimmerten

Verschlag heran und reichte den freudig umherhüpfenden Tierchen das Futter, das der Kammerdiener bereitgestellt hatte. Er öffnete eine Thür des Drahtgitters und sogleich flog, freudig zwitschernd, ein hellgelber Kanarienvogel auf des Königs Finger.

„Guten Morgen, Hansl, mein guter Hansl,“ sagte der König, indem eine innige Freude sein blasses Gesicht erleuchtete; „du bist mein Freund, vielleicht wohl der einzige, der mir bleiben möchte, wenn es ihnen gelänge, die Krone von meinem Haupte zu reißen — du weißt ja nicht, daß dein Herr der König ist, und wenn ich ein armer Bettler wäre, so würdest du ebenso freundlich mich aus deinen klaren Augen anblicken.“

Er küßte den Kopf des Vogels, der sich ruhig diese Liebkosung gefallen ließ und freudig sein nachtigallartiges Lied zu schmettern begann.

„Wie ist doch der Mensch so stolz,“ sagte der König, „wie dünkt er sich der Herr der Schöpfung — wie glaubt er, den Titanen gleich, den Ossa auf den Oeta türmen zu können, und doch fehlt diesem stolzen Herrn der Schöpfung in seiner heutigen Entartung die edelste Eigenschaft: die Liebe und die Dankbarkeit. Der kleine Vogel aber besitzt beide,

und näher wohl steht er dem Liebesquell der Gottheit als diejenigen alle, die in hochmütiger Ueberhebung auf das kleine, gebrechliche Geschöpf herabsehen, das keine Seele haben soll, wie sie sagen."

Der kleine Vogel sang immer lauter, daß sich die Federn an seiner Kehle emporsträubten.

Lange stand der König lauschend, zuweilen berührte er den Kopf des Tierchens mit seinen Lippen, ohne daß sich dasselbe in seinem Lied stören ließ, in das wechselweise die anderen, in dem Käfig gebliebenen Vögel mit einstimmten.

„Nun geh zurück, mein lieber Hansl," sagte der König, indem er den Vogel wieder in den Käfig setzte; „ich muß fort und kann dich noch nicht mitnehmen dort oben hin — du bist besser und sicherer hier, aber ich werde bald auch dort für dich ein Heim schaffen — habe Geduld, du sollst nicht lange von mir getrennt sein."

Der Vogel hatte aufgehört zu singen. Traurig saß er auf seiner Stange und blickte, ganz nahe an das Drahtgitter rückend, den König mit seinen klugen Augen an.

Dieser sah noch mehrmals zurück und nickte dem Tierchen freundlich zu.

„Daß man gut für Hansl sorgt," befahl er dem

Kammerdiener, „ich würde es nie verzeihen, wenn dem treuen Tier etwas widerführe.“

Gedankenvoll ging der König noch einmal durch alle Säle des Schlosses, blieb vor einigen der Bilder stehen, die ihm seit seiner Jugend bekannt und vertraut waren, und schien sich nur widerstrebend endlich loszureißen, um nach Neuschwanstein zu fahren.

Oben angekommen, bezog er seine inzwischen fertiggestellte Wohnung, besichtigte die Neubauten, und schnell schwand in dieser Welt seiner phantastischen Schöpfungen der Eindruck der Erinnerungen an seine stille, friedlich einfache Jugendzeit, der ihn beim Abschied von Hohenschwangau noch einmal so mächtig ergriffen hatten; er ließ sich die Pläne zu einem chinesischen Schloß, das er nach dem Muster der durch den Grafen Palikao zerstörten Sommerresidenz Yuan-ming-yuen errichten lassen wollte, vorlegen, und beschäftigte sich ebenso lebhaft mit dem Aufbau des Schlosses Falkenstein, dessen Modell er sich nach seinen Plänen hatte herstellen lassen.

In unstäter, hastiger Bewegung verflossen die nächsten Tage.

Der König hatte, wie bereits angedeutet, seine Lebensweise geändert — er wachte bei Tag und schlief, wenn auch unruhig, in der Nacht; er fuhr

durch die Gegend und zeigte sich, freundlich und leutselig grüßend, dem Volk, aber nirgends konnte er Ruhe finden; seine nervöse Aufregung steigerte sich mit jedem Tage. So war er eines Morgens in die Berge gefahren und kehrte durch die Stadt Füssen nach Hohenschwangau zurück. In einiger Entfernung von der Stadt begegnete er dem ihm bekannten Pfarrer, mit dem er sich oft und gern unterhalten hatte.

Der geistliche Herr sah den königlichen Zug kommen, und da er fürchtete, daß sein laut bellender Hund die Pferde scheu machen könne, blieb er an der Seite der Straße stehen, in der einen Hand den Hut, mit der andern seinen sich sträubenden Hund festhaltend.

Der König grüßte mit der Hand. Der Anblick erheiterte ihn, und herzlich lachend blickte er nochmals zurück.

Am Abend saß er in der kleinen Tropfsteingrotte neben seinem Schlafzimmer. Die Grotte war matt erleuchtet, ebenso der daranstoßende, von einer Epheulaube umrankte Glaspavillon, aus welchem man die Aussicht auf die wilde Pöllatschlucht hatte.

Der König trank, wie er häufig abends zu thun pflegte, wohlgefällig das schäumende Gebräu der

Benediktiner, das in einem eigenen Fäßchen mit Messingbeschlägen auf einem Gestell in einer Nische der Tropfsteingrotte sich befand. Er plauderte freundlich mit dem Schloßdiener Niggl. Nichts deutete in diesem Augenblick auf die innere Unruhe und die angstvoll erbitterte Erregung hin, welche ihn sonst bewegte.

Da stürzte unangemeldet, in höchster Aufregung sein Leibkutscher Osterholz in die Grotte und rief atemlos:

„Sie sind da, Majestät — sie sind da!“

Der König zuckte zusammen.

„Wer ist da?“

„Die Herren aus München,“ rief Osterholz, „die Minister und andere. Der Graf Holnstein hat die Ausfahrt abbestellt, die Eure Majestät für morgen früh befohlen haben!“

Der König stand auf.

Er wurde totenbleich, drohend blitzten seine Augen, aber er zeigte nichts von der heftigen Unruhe, die ihn sonst bei unangenehm überraschenden Nachrichten erfüllte.

„Sie sollen kommen,“ sagte er dumpf; „ruft die Gendarmen und die Chevauxlegers!“

Er befahl, das Schloß zu besetzen, telegraphisch

den Flügeladjutanten Grafen von Dürckheim-Monmartin herbeizurufen, auch das Jägerbataillon in Kempten nach Schwanstein zu befehlen.

Es erfolgten nun alle die genugsam bekannten Vorgänge. Die Staatskommission wurde, als sie in der Morgenfrühe von Hohenschwangau zur neuen Burg heraufkam, um sich ihres peinlichen Auftrages zu entledigen, von Posten, welche mit geladenen Gewehren die Thore besetzt hielten, zurückgewiesen; sie wurde später arretirt und in die unteren Zimmer des Schlosses eingesperrt, da die Gendarmen und Chevauxlegers, welche von der Errichtung der Regentschaft nichts wußten, dem königlichen Befehl unbedingt gehorchten. Nachdem die Herren endlich durch den Bezirksamtmann von Füssen, welcher sich von München Verhaltungsbefehle erbeten, befreit waren, mußten sie in eiliger Flucht die Straße nach Peissenberg gewinnen, denn auf die Kunde von dem Vorfall hatte sich die Feuerwehr von Füssen und der Umgegend bewaffnet, um den in der Gegend allgemein geliebten König zu schützen.

Ein Tag war gewonnen. Der König war Herr seiner Burg und Herr seiner Entschließungen. Er war wie verwandelt und zeigte eine wunderbare Ruhe, die jedoch etwas Unheimliches, fast Gespenstisches

hatte. Sein Gesicht war erschreckend blaß, seine Blicke starr, unaufhörlich ging er mit abgemessenen Schritten, wie in mechanischer Bewegung, aus einem Raum in den andern, bald den großen Sängersaal durchmessend, bald heraufsteigend zum Turm und hinabstarrend in die brausende Pöllatschlucht. Er schien die schmerzvollen, thränenden Blicke der Dienerschaft nicht zu bemerken, welche durch seine plötzliche starre Ruhe beängstigt war.

Was mit ihm vorging in jenen Stunden, weiß nur Gott allein, aber immer furchtbarer zeigte sich die Wirkung der inneren Kämpfe in seinen zerrütteten, fahlen Gesichtszügen.

Mit Windeseile durchdrang die Kunde von dem Ungeheuren, das sich in Neuschwanstein vollzog, das Land und gelangte auch nach Beuerwald. Der Alisi Breitlinger stand wie gelähmt; der sonst so kräftige und entschlossene Mann schien vollständig die Kraft des Denkens verloren zu haben. Die Maria Borischa sank in die Kniee nieder vor dem Bilde des Königs, das immer noch seinen Platz unter dem Christusbild in ihrer Kammer hatte, und betete laut und inbrünstig um des Himmels Schutz für den so teuren Herrn. Dann trieb sie den Alisi, nach Füssen zu eilen, um nähere Kunde einzuziehen, und als er

aufgebrochen war, sank sie wieder auf die Kniee und sendete ihre Gebete empor. Der Buschmüller aber zog finster und drohend die Augenbrauen zusammen, als er das Erschreckliche gehört; er ging durch das Dorf und sagte dem einen und dem andern der jungen Burschen ein leises, flüchtiges Wort. Diese eilten dann schnell davon auf verschiedenen Straßen in die Berge. Der Buschmüller selbst spannte seine Pferde an und fuhr, kräftig die Peitsche schwenkend, davon auf dem Wege nach Schwangau.

Bald zeigte sich ringsum inmitten der Berge eine wundersame, still und lautlos fortschreitende Bewegung. Männer und junge Burschen, die Stutzen über der Schulter, zogen auf allen Pfaden heran; wenn sie sich begegneten, sprachen sie nur leise ein Wort mit einander und dann gingen sie schweigend zusammen weiter, zu immer größeren Scharen anwachsend, bis sie die Berge um Hohenschwangau erreicht hatten.

Der Buschmüller war in Hohenschwangau angekommen, wo allgemeine Bestürzung herrschte und sowohl die Dienerschaft im Schloß als die Bevölkerung in fieberhaft schmerzlicher Spannung die weitere Entwicklung der verhängnisvollen und alle so tief bewegenden Vorgänge erwarteten.

Er stellte sein Gefährt unter und ging, ohne jemand zu sprechen, nach der neuen Burg hinauf. Auch hier war alles verstört; flüsternd, in einzelnen Gruppen, standen die Lakaien, die Chevauxlegers und die Gendarmen, welche trotz ihrer tiefen Ergebenheit für den König in ihrer Pflicht irre geworden waren, denn bereits war die Proklamation der Regentschaft bekannt geworden, und der Bezirksamtmann von Füssen hatte auf Befragen achselzuckend erklärt, daß ein Widerstand gesetzlich bedenklich und thatsächlich wirkungslos sei. Der Buschmüller verlangte den König zu sprechen. Es wurde ihm gesagt, daß dies unmöglich sei, da strenger Befehl gegeben, niemand vorzulassen. Der Buschmüller schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, das er aus seiner Brieftasche riß, und gab dasselbe einem Lakaien mit dem Auftrag, es um jeden Preis in die Hände des Königs zu schaffen.

Die ernste, gebieterische Miene des weißhaarigen Greises, der weder wie ein Glücksritter noch wie ein Verräter aussah, imponirte dem Lakaien. Er ging in das Schloß und erreichte es, daß der Kammerdiener in der That das Billet seinem Herrn übergab, der bleich und schwer erschüttert, aber äußerlich vollkommen ruhig, in seinem Arbeitszimmer auf und nieder ging.

Der König faltete das Papier auseinander und las:

„Im Namen des Kaisers im Untersberg bittet ein treuer Diener um Gehör."

„Laß ihn eintreten!" rief der König schnell; „ich habe mein Wort gegeben und will es halten," fügte er leise hinzu.

Wenige Augenblicke darauf stand der Buschmüller vor ihm.

„Ah, Ihr seid es?" sagte der König, indem er schnell, dem alten Mann entgegentretend, ihm die Hand reichte.

Der Buschmüller hielt die königliche Rechte fest, sah den König gerade an, und seine treuen, klaren Augen wurden feucht.

„Ich bin gekommen, mein Herr und König," sagte er, „als Ihr die Wahrheit suchtet, und Ihr habt die Wahrheit gehört und angenommen von Eurem demütigen Diener — jetzt, mein Herr und König, bedürft Ihr die Treue — ich komme, sie Euch zu bringen, nehmt sie gnädig an, sie ist ebenso Goldes wert in der Not wie die Wahrheit auf der Höhe des Glücks und der Macht."

„Die Treue?" sagte der König bitter. „Doch ja, in Euch ist sie, denn wer dem Glück die Wahrheit

bringt, bringt auch dem Unglück die Treue. Ihr wißt, was geschieht — Ihr wißt, daß man dem König die Krone nehmen will?"

„Ich weiß es, mein Herr und König," sagte der Buschmüller, „und darum bin ich gekommen, um Euch die Freiheit zu bringen!"

Der König zuckte traurig die Achseln.

„Sie sind fort," sagte er, „aber sie werden wiederkommen und dann wird es vorbei sein."

„Sie sollen Euch nicht hier finden, Herr König," sagte der Buschmüller, „wenn Ihr mir folgt — die Meister des heimlichen Gerichts lassen das Recht walten, wo das Gesetz nicht ausreicht — sie sind versammelt mit ihren getreuen Scharen am Rande des Waldberges, unten stehen die Feuerwehren, welche Euch treu ergeben sind; noch ist es Zeit, kommt zu uns, Herr König! Die Meister, die das Recht wahren im Namen des Kaisers im Untersberg, sie werden Euch schützen in den Bergen, und wenn sie eine Armee auch gegen Euch aussendeten, sie werden Euch nicht aus unserer Mitte reißen — wenn Ihr Eure Fahne hoch hebt dort unter Euren Bergen und unter Eurem Volk, so werdet Ihr auch König sein und bleiben und über Eure Feinde siegen."

Ein Blitz leuchtete auf im Auge des Königs.

„Ihr seid dessen gewiß?“ fragte er dann.

„Ganz gewiß, Majestät — in einer Viertelstunde seid Ihr in unserer Mitte, und alle Mächte der Hölle sollen Euch uns nicht entreißen!“

Gedankenvoll ging der König auf und nieder, seine Brust arbeitete in heftigem Kampf, aber nichts an ihm zeigte jene unstäte, wilde Erregung, die ihn sonst so oft erfaßt und fortgerissen hatte — es schien, als ob die auf das äußerste gespannte Lage ihm die Herrschaft über sich selbst, die volle Macht des Geistes über den Willen wiedergegeben habe. Er blieb vor dem Buschmüller stehen und sagte, tief in dessen klare Augen blickend:

„Und was wäre das, was Ihr mir vorschlagt — was würden die Folgen sein, wenn ich mit Euren Getreuen in die Berge zöge — ein Bürgerkrieg — ein Bürgerkrieg in Deutschland — in Bayern!“

„Nein, Herr König,“ erwiderte der Buschmüller, „ein Bürgerkrieg wäre es nicht, es wäre Rebellion, die Ihr niederschlagen würdet mit Hilfe Eures getreuen Volks. Ein König, der im Felde steht, umgeben von seinen getreuen Unterthanen, von dem wird niemand sagen können, daß er nicht im stande sei, zu regieren, und wenige wahrlich nur würden es wagen, gegen Euch aufzustehen.“

Wieder ging der König auf und nieder. Er trat an das Fenster und sprach leise vor sich hin:

„Wo sind meine Ritter des Grals? Die Leute aus den Bergen kommen, mir zu helfen, und sie bleiben aus!“

Wieder stand er lange sinnend, dann öffnete sich eilig die Thür. In der Aufregung des Augenblicks hatte der Kammerdiener das durch die Etikette streng vorgeschriebene Kratzen von außen vergessen. Er trat hastig ein und meldete:

„Graf Dürckheim steht zu Eurer Majestät Befehl!“

„Zu meinem Befehl!“ rief der König wehmütig, mit bitterem Lächeln. „So gibt es also noch jemand, der meinem Befehl gehorcht?“ Dann sagte er zum Buschmüller: „Wartet, mein Freund, eine kurze Zeit nur, dann werde ich Euch meinen Entschluß mitteilen.“

„Es bleibt nur kurze Zeit zum Warten,“ sagte der Buschmüller, indem er sich mit mißtrauisch besorgter Miene zurückzog.

Der Graf von Dürckheim-Monmartin trat ein. Er war sechsunddreißig Jahre alt, ein schlank gewachsener Mann von vornehmer Schönheit. Er trug einen einfachen Reitanzug und blickte den König, nachdem er sich tief verneigt hatte, mit seinen

offenen, freien Augen liebevoll und schmerzlich bewegt an.

„Ich melde mich zu Eurer Majestät Befehl — Eure Majestät werden allergnädigst verzeihen, daß ich mich nicht in Uniform zum Dienst melde — die Eile mag mich entschuldigen, und ich hielt es auch für besser."

„Sie haben recht," sagte der König, „vollkommen recht — die Uniform, die sonst alle Thüren öffnet, hätte Ihnen heute vielleicht den Weg zu mir verschlossen."

Er trat zu dem Grafen heran, legte die Hand auf dessen Schulter und sagte:

„Graf Dürckheim, ich glaube, daß Sie mein Freund sind — ich glaube, daß Sie mir ergeben sind, nicht bloß, weil ich Ihr König war, weil ich die Macht hatte, zu belohnen und zu strafen."

„O, Majestät," rief Graf Dürckheim, indem er die Hand des Königs ergriff und an seine Lippen drückte, „was Eure Majestät für mich gethan in schwerer Zeit, das kann durch die treue Hingebung eines ganzen Lebens niemals genug gedankt werden!"

„Nun denn," sagte der König, „Sie wissen, was geschieht, was geschehen soll."

„Ich weiß es, Majestät," erwiderte der Graf düster.

„Nun denn, so antworten Sie mir als mein Freund — was bleibt mir übrig — was kann ich thun?“

„Hier, Majestät, nichts,“ erwiderte Graf Dürckheim, „hier sind Eure Majestät verloren — hier ist kein Widerstand, keine Rettung möglich.“

„Und wenn ich in die Berge ginge,“ fragte der König, „wo das Volk aufstehen würde zu meiner Verteidigung?“

„Nein, Majestät, nein,“ rief Graf Dürckheim lebhaft, „das wäre nicht klug, das wäre nicht würdig — soll der gottgesalbte König flüchtig in den Bergen umherziehen, sich umstellen lassen wie ein Wild und einen Widerstand leisten, der doch nicht von Dauer sein kann — das würde nur Ihren Feinden neue Waffen geben — das wäre ein trauriges Schauspiel für die Welt.“

„Sie haben recht, Graf, Sie haben recht — wenn man König ist, muß das Prinzip über die Person gehen. So bleibt denn nichts mehr übrig.“

„Und doch, Majestät,“ sagte der Graf, „es gibt zwei Wege, die Eure Majestät einschlagen können — der eine ist, daß Sie über die österreichische Grenze gehen, wohin Sie in diesem Augenblick ungefährdet und geschützt durch die Liebe der Bergbewohner gelangen können, und sich unter den Schutz

des Kaisers Franz Joseph stellen — dann freilich würden Eure Majestät die Regierung aufgeben, denn eine Flucht ins Ausland würde einer Abdankung gleich kommen oder gleich erachtet werden."

„Nein, nein," rief der König, „das nicht — Hilfe suchen — betteln bei einem fremden Fürsten — nein, nein, niemals —"

„Es bleibt noch ein Weg," sagte Graf Dürckheim, „ein großes — ein kühnes Mittel, das mit einem Schlag Eure Majestät zum Herrn machen kann, wenn Eure Majestät entschlossen sind, um die Krone zu kämpfen auf das äußerste, auf jede Gefahr hin."

„Und das wäre?" fragte der König.

„Eure Majestät müßten sofort, ohne einen Augenblick Verzug, nach München gehen, inmitten der ungeheuren Aufregung, die dort schon herrscht, vor den Augen der Bevölkerung erscheinen, vielleicht selbst die Stände berufen, selbst Ihre Befehle an die Armee erlassen — ich glaube fast verbürgen zu können, daß dann Eure Majestät unumschränkter Herr wären, wenn Sie darauf sich entschließen könnten, Ihre Einsamkeit aufzugeben und sichtbar allem Volk in Ihrer Residenz zu leben."

Einen Augenblick leuchteten die Augen des Königs hell auf; dann aber sagte er traurig:

„Und wenn sie mich auf dem Weg aufhielten, mich als Gefangenen fortführten — nach Fürstenried zu meinem Bruder Otto?“ sagte er leise mit bebender Stimme, indem ein konvulsivisches Zittern durch seine Glieder lief.

„Eure Majestät müßten es wagen — wagt der Feldherr sein Leben doch in der Schlacht — es wäre alles gegen alles gesetzt, aber es stünde auch alles zu gewinnen — die Regentschaft wäre ungiltig, wenn Eure Majestät vor dem Volk den Beweis liefern, daß ihre Gründe nicht vorhanden sind und dauernd ausgeschlossen bleiben,“ fügte er mit Betonung hinzu.

„Und dann,“ rief der König, der einen Augenblick seine Ruhe verlor und wieder in sein unstätes Wesen verfiel, „dann sollte ich wieder in jener traurigen Welt weiter leben, wieder ein Spielball sein der Minister und der Kammern — ein willenloser König, ein Schattenbild — nein, nein, das ist unmöglich, das kann ich nicht!“

Er streckte seine zitternden Hände wie abwehrend aus, als ob er ein Schreckgespenst vor sich sähe.

Aengstlich verfolgte der Graf des Königs wachsende Erregung.

Da trat abermals der Kammerdiener hastig ein.

„Ein Telegramm,“ sagte er, „für den Grafen Dürckheim!“

„Erlauben Eure Majestät?“ fragte der Graf.

„Gewiß, gewiß,“ sagte der König, „sehen Sie, was es ist.“

Der Graf öffnete die Depesche und blickte, nachdem er den Inhalt durchflogen, finster zu Boden.

„Nun?“ fragte der König.

„Ein Befehl des Kriegsministers, daß ich mich sogleich nach München zu begeben habe.“

Der König wurde totenbleich und fuhr mit der Hand nach seinem ~~Hinterkopf~~.

„Ich stehe vor meinem Könige,“ sagte der Graf, „und so lange ich mich in der allerhöchsten Gegenwart im Dienst befinde, habe ich keinen andern Befehl anzunehmen als den Eurer Majestät.“

Der König ließ die Hände schlaff herabsinken, sein Blick wurde starr und glanzlos.

„Gehen Sie, Graf Dürckheim — gehorchen Sie dem Befehl!“

„O, Majestät,“ rief der Graf, „welche Stunde der Schmerzen!“

„Gehen Sie — gehen Sie,“ sagte der König, „es ist mein letzter Befehl!“

Er reichte dem Grafen die Hand.

Dieser drückte sie stumm an seine Lippen.

Noch einmal blickte er fragend zu dem König auf.

Dieser neigte den Kopf und wandte sich ab.

Graf Dürckheim biß in seinen Schnurrbart, eine Thräne rann über seine Wangen. Er drehte sich kurz um und ging hinaus.

Unangemeldet trat der Buschmüller ein.

„Majestät,“ sagte er, „von Hohenschwangau kommen Gendarmen — es sind nur Augenblicke noch übrig — ich beschwöre Eure Majestät, kommen Sie zu Ihren Getreuen!“

Der König richtete den Kopf auf und sah den Buschmüller mit einem langen Blick an, als ob er sich seiner erst erinnern müsse.

„Ihr habt es gut gemeint, mein Freund,“ sagte er mit einem Ton voll rührender Wehmut, „ich danke Euch, und Gott möge Euren guten Willen belohnen; aber ich kann Euch nicht folgen — der König flieht nicht. Da mein Oheim mich von der Regierung hat entsetzen können, so muß doch wohl mein Volk damit einverstanden sein. Geht, geht — ich will es!“

Auch der Buschmüller küßte die Hand des Königs, wie es Graf Dürckheim gethan; auch über seine Wangen rannen Thränen in seinen greisen Bart, als er, keines Wortes mächtig, das Zimmer verließ.

Der König blieb allein. Er ließ sich eine Cigarrette bringen und blies gedankenvoll den Rauch vor sich hin.

„Es ist vorbei," sagte er, „alles vorbei — alle Wege der Rettung, die sich mir zeigten, waren unmöglich. Es gibt ja wohl noch," sagte er, die Hand auf sein Herz pressend, „einen Weg, der all der Schande mit einemmal ein Ende macht."

Er klingelte.

Mit verstörtem Gesicht trat der Kammerdiener ein. Der Schloßdiener Niggl folgte ihm. Ueber sein treues Gesicht flossen Thränen.

„Ich will hinauf," sagte der König, „nach dem Sängersaal; ich will Abschied nehmen," fügte er düster hinzu.

Er ging hinaus nach dem Vestibül. Am Fuß der Treppe trat ihm Doktor von Gudden entgegen, ein fast athletisch kräftig gebauter Mann mit kurzem grauem Haar und Vollbart, gedrungenem Gesicht und etwas tiefliegenden, unter der breiten Stirn hervorblitzenden Augen.

Der König richtete sich bei seinem Anblick in seiner ganzen Höhe auf und sah ihn voll wunderbarer Majestät an.

Doktor von Gudden verbeugte sich, durch die

Erscheinung des Königs betroffen, tief, trat dann einen Schritt vor und sagte:

„Ich verhafte Eure Majestät im Namen des Prinzregenten!“

Zu gleicher Zeit eilten auf seinen Wink mehrere Sanitätssoldaten, die ihm gefolgt waren, heran und schlangen, von hinten herantretend, ihre Arme um die des Königs.

„Keine Gewalt!“ sprach der König, immer voll ruhiger Majestät. Die Sanitätssoldaten wichen zurück.

Der König bewegte sich nicht.

„Ich kenne Sie,“ sagte der König, den Doktor von Gudden scharf fixirend, „Sie sind kein Bayer — ich habe Sie angestellt!“

Doktor von Gudden verbeugte sich.

„Wie können Sie mich für geisteskrank erklären,“ fuhr der König fort, „ohne mich gesehen zu haben?“

Ehe Gudden antworten konnte, sprach er weiter:

„Wie lange glauben Sie denn bei Ihrer Behandlung zu meiner Heilung zu bedürfen?“

„Das wird ganz davon abhängen,“ erwiderte Gudden, „wie Eure Majestät die ärztlichen Vorschriften befolgen werden. Zunächst habe ich die Bitte auszusprechen, daß Eure Majestät die Gnade haben mögen, mir zu erlauben, daß ich Sie nach

dem Schlosse Berg begleiten darf; dort ist der beste Aufenthalt für die Kur."

Der König blickte vor sich nieder.

„Nach Berg," flüsterte er ganz leise; „der See — die schwarze Schleiergestalt. — Gut denn, ich bin bereit," fuhr er fort, „lassen Sie uns aufbrechen — aber," fügte er mit einem gebietenden Blick hinzu, „keine Gewalt — ich werde mich allen Vorschriften fügen!"

„Die Wagen sind vorgefahren," sagte Herr von Gudden.

Er trat an die Seite des Königs, die Lakaien folgten, und an den sich tief verneigenden Lakaien vorbei stieg der König in den Hof hinab.

Gendarmen standen neben ihren Pferden und machten beim Erscheinen des Königs die Honneurs.

Ehe der König in seinen offenen Wagen stieg, reichte er dem schluchzend neben dem Schlage stehenden Schloßdiener Niggl die Hand.

„Leb wohl, mein guter Niggl — Du siehst, es ist keine Rettung!"

Dann stieg er ein.

Er hatte seine volle Selbstbeherrschung und eine Ruhe, wie er sie seit Monaten nicht gezeigt. Sein Gesicht war aschfahl, seine Augen schienen gebrochen und blitzten nur zuweilen in fieberhaftem Glanz auf.

Die Gendarmen sprangen in die Sättel. Ein Sanitätssoldat stieg auf den Bock des Königs, dessen Wagen Doktor von Gudden folgte.

So verließ der Zug den Schloßhof und bewegte sich langsam den Bergweg hinab. Ueberall unter den Bäumen standen Leute aus den Bergen, zornig blitzten ihre Augen; sie schienen nur einen Wink des Königs zu erwarten, um hervorzubrechen und ihn zu befreien. Aber der König winkte nicht — er blickte starr vor sich hin, und nur, wenn die Häupter sich entblößten, dankte er durch huldvolle Handbewegung.

Auch in Hohenschwangau standen die Leute dicht gedrängt.

Vollnhals grüßte weinend, und an einer Wendung des Weges rief der Buschmüller mit lauter Stimme:

„Gott segne und schütze unsern König, wie er die Wahrheit und das Recht geschützt!"

Schluchzen ertönte rings umher.

Da setzte sich der Zug in schnelle Bewegung und fuhr, eine Staubwolke aufwirbelnd, auf dem Wege nach Seeshaupt davon.

Schluß-Kapitel.

Die allgemeine Aufregung war in München nach dem Bekanntwerden der Vorgänge in Hohenschwangau nicht minder groß als in den Bergen, nur war sie in der Stadt noch bemerkbarer. Alle Parteien und Gesellschaftsklassen empfanden gleichmäßig ein betäubendes Gefühl schmerzlicher Teilnahme an dem entsetzlichen Schicksal, in welches das Verhängnis einen so herrlich veranlagten Fürsten getrieben, der sich niemals einen persönlichen Feind gemacht hatte und dessen Verirrungen selbst den Stempel eines erhabenen königlichen Ideals an sich trugen. Auf den Straßen drängte sich das Volk in Gruppen zusammen; auf dem Bahnhof harrte eine unruhig bewegte Menge den Nachrichten entgegen, und wenn auch eine gewisse Beruhigung eintrat, als man vernahm, daß die Ueberführung des Königs nach Schloß Berg ohne Unfall vollzogen sei, so blieb doch die

schmerzliche Bewegung dieselbe, und allgemein sah man in höchster Spannung dem Zusammentritt der sofort einberufenen Stände des Königreichs entgegen, deren Verhandlungen die überall ersehnte Aufklärung über die Natur und die nächste Veranlassung der gegen den König notwendig gewordenen Maßregeln bringen sollte. Das politische Parteiinteresse schwieg fast gänzlich, denn auch diejenigen, welche mit der Regierung des Königs unzufrieden gewesen waren, standen im Augenblick zu sehr unter dem erschütternden Eindruck der tragischen Katastrophe, als daß sie an dieselbe unmittelbare, bestimmte Meinungen oder Hoffnungen hätten knüpfen sollen.

Graf d'Herbigny saß in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Sein blasses, welkes Gesicht war von triumphirender Freude überstrahlt. Er schrieb einen Brief. Hastig flog seine Hand über das Papier. Halblaut las er die letzten Worte:

„Die Bresche ist gelegt in die Bollwerke — jetzt gilt es, weiter zu arbeiten, und beim ersten Anprall wird der stolze Bau zusammenbrechen."

Er machte statt der Unterschrift das Planetenzeichen des Saturn und schickte sich an, den Brief zu verschließen, als sein Kammerdiener die Thür öffnete, um mit sichtbar bestürzter Miene eine

Meldung zu machen. Aber bevor er noch ein Wort gesprochen, wurde er gewaltsam zur Seite gedrängt, und der Lieutenant von Steiner trat im Dienstanzug ein.

D'Herbigny erhob sich mit unwilliger Miene. Als er den jungen Offizier erkannte, spielte ein spöttisches, hochmütiges Lächeln um seine blassen Lippen, und mit eisigem, höhnischem Ton sprach er:

„Was, mein Herr, verschafft mir die unerwartete Ehre Ihres Besuchs zu einer Stunde, zu welcher ich selbst meine Freunde nicht zu empfangen pflege?"

„Es ist nicht mein Wille, der mich hieher führt, Herr Graf," erwiderte Herr von Steiner ebenso eiskalt, ebenso hochmütig, wie der Graf gesprochen hatte; „ich bin im Dienst — Sie sehen, daß ich die Schärpe trage."

Der Graf erbleichte; unruhig blitzte es in seinen matten Augen auf, aber er behielt vollständig seine kalte Ruhe.

„Um so mehr, mein Herr, muß ich die Frage wiederholen, was Ihre Anwesenheit bei mir bedeutet; denn ich wüßte nicht, daß ich mit dem Dienst der Garnison von München irgend etwas zu thun hätte."

„Der Zweck meiner Anwesenheit," erwiderte der Offizier, „ist einfach und klar — ich habe Sie zu

ersuchen, mit mir den Wagen, welcher vor Ihrem Hause hält, zu besteigen!"

„Das ist stark!" rief der Graf, noch tiefer als vorher erbleichend. „Und wohin gedenken Sie mich zu führen, wenn ich Ihrer Aufforderung Folge leiste?"

„Ueber die Grenze des Königreichs," erwiderte Herr von Steiner; „dort angelangt, werden Sie die volle Freiheit haben, sich zu verfügen, wohin Sie wollen."

„Und wer hat Ihnen diesen Befehl gegeben?" rief der Graf.

„Jedenfalls eine Autorität, die dazu berechtigt ist, dafür birgt Ihnen meine Uniform," erwiderte Herr von Steiner.

„Und wenn ich einen solchen Eingriff in meine persönliche Freiheit zurückweise — wenn ich es verweigere, Ihnen auf einen angeblichen Befehl hin zu folgen, dessen Urheber ich nicht kenne?"

„Dann, mein Herr," sagte der Offizier mit ruhiger Bestimmtheit, „werde ich die unangenehme Pflicht haben, Sie zu verhaften und Sie der Polizei zu übergeben, die dann das Weitere veranlassen wird, ohne die Rücksichten üben zu können, zu denen ich befehligt bin."

Der Graf hatte einen Augenblick nachgedacht.

Wie in einer zufälligen Bewegung näherte er sich dem Schreibtisch und streckte die Hand nach dem Brief aus, den er vorher geschrieben hatte. Aber schnell wie der Blitz kam ihm der Offizier zuvor und ergriff den Brief, noch ehe der Graf ihn erreichte. — „Ich habe Befehl,“ sagte er, „Sie kein Papier irgend welcher Art mitnehmen oder vernichten zu lassen.“

Der Graf verlor einen Augenblick die Fassung.

„Ah,“ rief er, „es handelt sich also um eine Verhaftung in aller Form!“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Offizier, „es handelt sich nur um eine sichere Ueberführung über die Grenze und um die Warnung, das Gebiet des Königreichs nicht wieder zu betreten, wenn Sie sich nicht einer Untersuchung aussetzen wollen, die Sie zu vermeiden Grund haben dürften und für deren Vermeidung Sie dankbar sein sollen.“

Der Graf zitterte am ganzen Körper.

„Ich füge mich dem Zwange,“ sagte er mit einem Blick voll tödlichen Hasses auf den jungen Mann, „doch ich bedarf, wie Sie begreifen werden, des Reisegeldes, und Sie werden daher gestatten, daß ich —“

„Ich darf es nicht zugeben,“ unterbrach ihn

Herr von Steiner, „daß Sie irgend ein Möbel öffnen, irgend ein Papier berühren — ich bin beauftragt, Ihnen eine genügende Summe einzuhändigen, sobald wir die Grenze erreicht haben — wenn Sie mir dann eine Adresse angeben wollen, so werden alle Geldbeträge, die sich hier vorgefunden, pünktlich an Sie gesendet werden; ebenso wird ein Anwalt, den Sie hier demnächst bevollmächtigen wollen, kein Hindernis finden, Ihr Haus aufzulösen."

Der Graf knirschte. Er ließ sich mit Genehmigung des Offiziers von seinem Kammerdiener einen Mantel reichen und trat auf einen kalten, höflichen Wink des Herrn von Steiner demselben voran in das Vorzimmer.

Hier standen zwei Soldaten mit dem Gewehr im Arm und ein Zivilbeamter mit einem Schreiben.

„Der Herr Graf d'Herbigny," sagte Herr von Steiner, „wird in meiner Begleitung abreisen."

Der Beamte verneigte sich, und der Graf schritt schnell, seinen Mantelkragen emporschlagend, über den Flur weiter.

Vor der Hausthür stand ein geschlossener Wagen mit einem Postillon auf dem Bock.

Der Offizier öffnete den Schlag.

Der Graf fuhr zurück — auf dem Rücksitz des Wagens saßen zwei Gendarmen.

„Zögern Sie nicht," sagte Herr von Steiner, „ich glaube, es liegt in Ihrem Interesse, kein Aufsehen zu erregen."

Der Graf blickte die Straße hinab, auf welcher nur wenige Personen sichtbar waren; dann sprang er schnell in den Wagen. Herr von Steiner folgte ihm und verschloß den Schlag.

Der Postillon fuhr davon, während der Polizeibeamte mit seinem Sekretär in die Wohnung des Grafen eintrat, nachdem er den Domestiken befohlen hatte, das Haus nicht zu verlassen.

*

Die nächsten Tage waren in immer steigender Aufregung vergangen, die Mitglieder der Kammer kamen allmälich an, alle Welt sah mit der äußersten Spannung der Eröffnung der Sitzungen entgegen, welche volle Aufklärung über die erschütternden und noch mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllten Vorgänge bringen sollten. Die Nachrichten auf Schloß Berg lauteten günstig; man erfuhr, der König habe sich willig der ärztlichen Behandlung unterworfen; aber dennoch wollte keine Beruhigung in die Gemüter

einkehren. Es war ja kaum möglich, den König, den man als die Verkörperung des Ideals der Reinheit und Schönheit trotz all seiner Verirrungen zu betrachten gewöhnt war, sich in der Nacht des Irrsinns vorzustellen, aus welcher ihn nach der traurigen Ueberzeugung der Aerzte nur der Tod würde befreien können, da jede Heilung ausgeschlossen schiene.

Es war ein trübes, schmerzvolles Pfingstfest in dem sonst so fröhlichen München — ernst und schweigend gingen die Leute auf den Straßen oder standen in flüsternden Gruppen bei einander. Die öffentlichen Lokale waren zwar besucht, aber es herrschte keine Fröhlichkeit, und das einzige Gespräch bildete der arme König, über dessen Excentrizitäten zwar mancher sich vordem unmutig geäußert hatte, für dessen entsetzliches Unglück aber jetzt überall nur das eine Gefühl der tiefsten, ehrfurchtsvollsten Teilnahme übrig war.

Eine kleine Gesellschaft war in dem Salon der Frau von Werthenberg versammelt, und auch hier wurde wieder und immer wieder nur das eine traurige Thema besprochen. Fräulein von Wetzenstein äußerte lebhaft und heftig ihren Unwillen über die harten Maßregeln, welche nach ihrer Meinung gegen den König getroffen, und wollte trotz der Vorstellungen

der Frau von Werthenberg nicht gelten lassen, daß diese Maßnahmen mit solcher Eile gerade in diesem Augenblick notwendig gewesen seien. Einige andere Damen stimmten ihr zu, denn gerade die weiblichen Gemüter wurden durch ein so schweres Unglück am meisten berührt.

Konstanze saß träumend am Fenster. Ihre Augen waren feucht. Der eigene Schmerz ist ja so empfänglich für fremdes Leid.

Frau von Werthenberg versank zuweilen in tiefe Gedanken, so daß sie auf die an sie gerichteten Bemerkungen nur zerstreute und unzusammenhängende Antworten gab. Sie hatte außer der Bekümmernis um das schmerzliche Schicksal des Königs noch ihre ganz besondere Sorge. Graf d'Herbigny, der sonst täglich bei ihr erschien und, so diskret und zurückhaltend er auch Fräulein Konstanze seine Huldigungen darbrachte, doch ganz als der treue Freund des Hauses ihr bei jeder Gelegenheit mit Rat und That zur Seite stand, war ausgeblieben. Besorgt, daß er krank sein möchte, hatte sie zu ihm gesendet. Ihre alte Kammerfrau war bestürzt und unruhig zurückgekommen. Der Kammerdiener hatte ihr gesagt, daß der Graf verreist sei — eine solche Reise ohne Benachrichtigung war an sich schon auffallend und

fast eine Unart, aber die Alte hatte dabei mit überzeugender Miene versichert, es sei da etwas nicht in Ordnung, sie habe das dem Kammerdiener und dem Lakaien angesehen, und sie verstehe sich darauf.

Frau von Werthenberg war über diese Mitteilung sehr betroffen, sie hatte in der letzten Zeit hie und da einzelne Andeutungen über die Abendgesellschaften des Grafen gehört, welche, so vorsichtig sie gemacht waren, ein zweifelhaftes Licht auf denselben zu werfen geeignet schienen. Man hatte von hohem Spiel und dergleichen gesprochen, und sie hatte Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die beste Gesellschaft sich mit einer Kühle von ihm zurückzog, die ihrem in allen Nüancen der vornehmen Welt geübten Auge wohl erkennbar war. Nun kam dazu diese plötzliche Abreise.

Sie liebte ihre Tochter herzlich, es bekümmerte sie, daß sie der armen Konstanze Kummer bereiten mußte, obgleich sie überzeugt war, das Glück ihres Kindes durch die glänzende Verbindung mit dem Grafen zu begründen, und ebenso gewiß glaubte und hoffte, daß Konstanze ihre kindliche Neigung vergessen werde. Wenn nun aber dennoch in all dem, was sie in letzterer Zeit zwischen hingeworfenen Worten gehört und verstanden hatte, etwas Wahres war?

Sie schauderte bei dem Gedanken und sah zuweilen voll schmerzlicher Sorge zu ihrer Tochter hinüber.

Der Tag neigte sich zum Abend.

Während einer der Pausen, welche wiederholt in der Unterhaltung entstehen, hörte man die Uhr auf der nahen Theatinerkirche schlagen. Wie das oft geschieht, wenn in einer Gesellschaft die Unterhaltung stockt, lauschte jeder den hell und deutlich herüberschallenden Glockenklängen.

„Schon sieben Uhr,“ sagte Frau von Werthenberg, wie man so etwas oft sagt, um nur etwas zu sagen.

Aber dem siebenten Schlage folgte ein achter.

„Acht Uhr — das ist unmöglich!“ rief Fräulein von Wetzenstein.

Ein neunter Schlag erklang, und nun lauschte die ganze Gesellschaft, in hohem Grade betroffen, denn auch mit dem neunten Schlage war es nicht zu Ende — die Uhr schlug weiter, immer weiter, zehn, elf, zwölf und über zwölf hinaus, immerfort, ohne Aufhören.

„Was bedeutet das? Selbst wenn die Uhr verstellt ist, kann sie doch nicht über zwölf schlagen!“ riefen einzelne Damen.

Fräulein von Wetzenstein war aufgesprungen;

sie war bleich wie der Tod und drückte die Hand auf ihr Herz.

„Mein Gott, mein Gott," rief sie, „das ist unheimlich — das ist furchtbar — das kann kein Zufall sein! Ich erinnere mich, von einer Sage gehört zu haben, daß Aehnliches bei Todesfällen früherer Regenten aus dem Wittelsbacher Hause geschehen sei — bei dem Tode des Königs Max erzählt man, daß mit der Uhr etwas Außerordentliches vorgegangen wäre. O mein Gott, der arme König, ihm gilt dieses entsetzliche Schnarren, das so furchtbar unheimlich wie das Grabgeläut einer Totenglocke herüberklingt!"

„Warum sollten wir solche Auslegung aus den Tiefen des Aberglaubens hervorsuchen," sagte Frau von Werthenberg, „wo es sich doch nur um einen Fehler in dem Uhrwerk handeln kann? Das letzte Telegramm aus Berg lautete ja ganz befriedigend."

„Gleichviel — gleichviel," rief Fräulein von Wetzenstein, „das ist unheimlich — entsetzlich unheimlich — das schnürt mir das Herz zusammen!"

Und trotz ihrer beruhigenden Worte war auch Frau von Werthenberg erbleicht, und alle horchten schaudernd auf die immerfort sich wiederholenden Schläge der Uhr, welche in der That wie Sturmläuten oder wie eine Totenglocke klangen.

Die alte Kammerfrau, welche ebenfalls entsetzt hereinkam, wurde ausgesendet. Sie berichtete, daß auch die um diese Zeit wenig zahlreich Vorübergehenden sich vor der Kirche angesammelt hätten, daß niemand sich das Schlagen erklären könne und daß der Küster bereits nach dem Uhrmacher gesendet habe, um zu dem Werk hinaufzusteigen und den Grund dieser seltsamen und unheimlichen Erscheinung zu erforschen.

Eine Zeit lang noch schlug die Uhr weiter, bis sie dann endlich nach einigen immer länger verhallenden Schlägen aufhörte.

Noch waren alle wie gebannt unter dem Eindruck.

Fräulein von Wetzenstein war bei ihrem Stuhl niedergesunken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und flüsterte schmerzlich vor sich hin:

„Der König ist tot — der König ist tot — die Uhr, welche alle Stunden seines Lebens geschlagen, hat ihm das letzte Geläut gegeben. Alle verwunden, die letzte tötet — das hat, wie ich einmal gelesen, auf dem Stundenblatt einer Uhr gestanden — bei ihm, dem armen Herrn, ist das ja schmerzvolle Wahrheit geworden.“

Da öffnete die Kammerfrau die Thür, und der Lieutenant von Steiner trat mit ernster Miene ein.

Frau von Werthenbergs Gesicht verfinsterte sich, als sie mit kaltem und vorwurfsvollem Blick den Gruß des jungen Offiziers erwiderte.

Konstanze war aufgesprungen, hoch erglühend stand sie da, die Hände auf ihr unruhig klopfendes Herz gedrückt, mit erschrockenen, fragenden Blicken den jungen Mann anschauend.

„Ich würde mir nicht erlaubt haben, meine gnädige Frau," sagte dieser mit einem traurigen Blick auf Konstanze, „Ihnen mit meinem Besuch lästig zu fallen, wenn ich nicht den Befehl hätte, Ihnen eine Mitteilung in Betreff des Herrn Grafen d'Herbigny zu machen."

„Befehl," sagte Frau von Werthenberg erstaunt, „eine Mitteilung von d'Herbigny — Sie — ich begreife nicht — doch sprechen Sie, wo ist der Graf — warum ist er so plötzlich abgereist — wann kehrt er zurück?"

„Er wird nicht zurückkehren, gnädige Frau," sagte Herr von Steiner; „der Graf hat München für immer verlassen —"

„Für immer verlassen," rief Frau von Werthenberg, „ohne Benachrichtigung — ohne Abschied — mein Gott, was bedeutet das — sprechen Sie —"

„Was ich Ihnen mitzuteilen habe, gnädige Frau,

ist nur für Sie allein," erwiderte Herr von Steiner. — Konstanze sank bleich auf ihren Sessel zurück.

Fräulein von Wetzenstein war immer noch in tiefe Gedanken versunken und schien nicht zu bemerken, was um sie her vorging.

Die anderen Damen erhoben sich bei den letzten Worten des Offiziers, um sich zurückzuziehen.

„Bleiben Sie, meine Damen, bleiben Sie!" sagte Frau von Werthenberg. „Kommen Sie mit in mein Kabinet, Herr von Steiner," fuhr sie fort, „da Sie nur für mich einen Auftrag haben."

Sie schritt in das Nebenzimmer voran.

Der Lieutenant folgte ihr und verschloß die Thür.

Eine peinliche Stille herrschte in dem Salon.

Konstanze war unfähig, eine Unterhaltung zu führen, die Damen flüsterten leise mit einander und tauschten ihre Vermutungen aus, unter denen ihnen diejenige am glaubwürdigsten erschien, daß der Graf d'Herbigny in einem Duell schwer verwundet oder gar gefallen sein möchte.

Es dauerte ziemlich lange, bis Frau von Werthenberg mit dem jungen Offizier wieder zurückkehrte. Sie war blaß; ein tiefer, fast feierlicher Ernst lag auf ihren Zügen.

„Graf d'Herbigny," sagte sie, ohne die Augen

aufzuschlagen, „ist durch zwingende Ursache veranlaßt, München zu verlassen, um auf seine Besitzungen in Oesterreich zurückzukehren. Er hat mir durch Herrn von Steiner seine Abschiedsgrüße gesendet. Wir werden ihn hier nicht mehr sehen,“ fügte sie mit einem Ton hinzu, aus welchem schmerzliche Bitterkeit hervorklang.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie zu Herrn von Steiner, „und bitte Sie,“ fügte sie, für die übrigen unverständlich, hinzu, „der Vermittler meines tiefsten, innigsten Dankes für die so zarte, rücksichtsvolle Benachrichtigung zu sein.“

Sie reichte dem jungen Mann ihre Hand, die dieser ehrerbietig an seine Lippen führte. Dann verneigte er sich stumm gegen Konstanze und wendete sich der Thür zu. Aber das junge Mädchen eilte ihm nach, ergriff seine Hand und führte ihn zurück.

„Nein, nein,“ rief sie in heftigem Ausbruch des Gefühls, mit thränenden Augen, „Sie dürfen nicht gehen — so nicht gehen — ich will nicht fragen, nicht wissen, was es mit dem Grafen ist — mir genügt es, daß er fort ist — daß er nicht wiederkehren wird — er war es, der mein Leben verdunkelte, der zwischen mich und das Herz meiner

Mutter sich gedrängt hat, mir ein Schicksal aufzuzwingen, das für mich schlimmer gewesen wäre als der Tod. Nun ist dieser Schatten verschwunden. O meine Mutter, wende Dich wieder zu dem Herzen Deines Kindes! Fühlst Du jetzt nicht, daß mein Glück auch das Deinige machen wird, so bescheiden es sein mag? Laß sie im finstern Schatten auf die Träume von falschem Glück und Glanz fluchen, die, ich weiß es wohl, Deine Liebe zu mir Dir eingab und die mich doch so unsäglich unglücklich gemacht hatte — hier noch einmal bekenne ich es vor Dir, vor Dir und frei vor aller Welt: ich kenne nur ein Glück — in meinem Herzen lebt nur eine Hoffnung, und dies Glück, diese Hoffnung ist meine Liebe!“ Sie schmiegte sich herzlich an den jungen Mann und fuhr mit unendlich innigem Ton fort: „Du siehst es, meine Mutter — willst Du von meinem Glück Dich dennoch trennen, o, so laß mir wenigstens meine Freiheit, die verlorene Hoffnung zu beweinen!“

Die Damen saßen verlegen da. Fräulein von Wetzenstein hatte sich erhoben und trat mit strahlenden Blicken neben Konstanze.

Herr von Steiner rief außer sich:

„Mein Gott, Konstanze, ist es wahr, ist das

möglich? Und ich hatte geglaubt, Sie hätten mich vergessen!“

Konstanze schüttelte, mit feuchten Blicken zu ihm aufschauend, den Kopf.

„Kann das Herz vergessen?“ fragte sie; „ich glaube es nicht und werde niemals lernen, es zu glauben.“

Frau von Werthenberg stand einen Augenblick in sprachloser Ueberraschung da, ihre Stirn faltete sich finster, ein strenges Wort schien auf ihren Lippen zu schweben.

Da trat Fräulein von Wetzenstein schnell zu ihr heran, ergriff ihre Hand und sagte:

„Wir haben eben das wunderbare Glockenspiel gehört, das wie ein Gruß aus jener Welt zu meinem Herzen klang, in welcher die ewige Liebe über alle Verwirrungen und Verirrungen auf Erden siegt, in welcher die Herzen sich zusammenfinden, welche hier getrennt wurden. Ich weiß es, daß jener Glockenklang eine Botschaft voll Trauer, aber auch voll Erlösung und Frieden war — o, lassen Sie diese Botschaft zu Ihrem Herzen dringen — lassen Sie den Gruß einer zur Heimat der Liebe eingegangenen Seele Glück und Segen zwei jungen Herzen voll Liebe bringen!“

Konstanze sank vor ihrer Mutter nieder. Auch Herr von Steiner beugte das Knie, und beide erhoben bittend ihre Hände.

Frau von Werthenberg war wunderbar bewegt, es war, als ob ein Geist des Friedens und der Liebe sie umschwebte. Ihre Augen wurden feucht; fast in unwillkürlicher Bewegung streckte sie ihre Hände den Knieenden entgegen.

Konstanze sprang auf und sank schluchzend an die Brust ihrer Mutter.

Herr von Steiner küßte innig die Hand der Frau von Werthenberg und flüsterte noch zweifelnd:

„So wäre es möglich — so dürfte ich hoffen?"

„Gott segne euch, meine Kinder," sagte Frau von Werthenberg, „vielleicht ist das Glück der Herzen doch mehr wert als des Goldes und der Ehre trügerischer Glanz, und wenn ich mich irren sollte, so wird Gott mir verzeihen, denn seine allwaltende Hand glaube ich hier zu erkennen."

Fräulein von Wetzenstein faltete die Hände und sagte:

„Dank dir, du edler, verklärter Geist — dein letzter Gruß an die Erde, auf der du so viel gelitten, hat Glück und Segen sprießen lassen."

Die anderen Damen traten heran und brachten

in bewegten Worten dem in seinem Glücke stummen Paar ihre Glückwünsche dar.

Der Lieutenant konnte nur kurze Zeit noch bleiben — der Dienst rief ihn fort, und als Mutter und Tochter allein waren, als Frau von Werthenberg in die thränenfeuchten und doch von seligem Glück strahlenden Augen ihres Kindes blickte, da schlug auch ihr Herz höher in dankbarer Freude, daß alles so gekommen.

In tiefer Bewegung erschien am nächsten Morgen der Lieutenant Steiner bei Frau von Werthenberg, und auch als Konstanze ihm freudestrahlend entgegeneilte, verschwand der düstere Ernst von seinem Gesicht nicht.

Die Todesbotschaft von Schloß Berg war eingetroffen.

Auch Fräulein von Wetzenstein kam bald, aber eine ruhige und fast glückliche Heiterkeit lag auf ihrem Gesicht.

„Er ist heimgegangen zum Frieden,“ sagte sie, „und die Harmonien, die ihn einst umrauschten im Palais des Herzogs Max in der Frühlingszeit seiner Liebe, die in so schmerzlichen Mißklang sich verwandelten, sie werden wieder uns tönen in freieren, reineren Klängen.“

Frau von Werthenberg faltete die Hände. Konstanze lehnte sich weinend an den Geliebten und: „Amen!“ klang es leise von allen Lippen.

*

Alles war vorbereitet zur Hochzeit des Georg Greigl und der Lisi Brauner, welche in der Woche nach dem Pfingstfeste gefeiert werden sollte.

Der Franzl hatte eifrig gearbeitet, und der Marmorblock, den er hatte kommen lassen, hatte sich unter seinen kunstgeschickten Händen zum Bilde des Heilandes gestaltet, das an Adel und reiner Schönheit noch weit das Thonmodell übertraf.

Der Frühling hatte dem Franzl die erhoffte Genesung nicht gebracht, er war matter und matter geworden, heftige Hustenanfälle erschütterten seine erschöpfte Brust; sein Gesicht war fast so weiß als der Marmor, an dem er arbeitete, und die brennend roten, scharf abgezirkelten Wangen, sowie die großen, hohlen, bald matt und trübe blickenden, bald in fieberhaftem Glanz aufleuchtenden Augen gaben seinem Aussehen etwas Unnatürliches, Beängstigendes.

Der alte Brauner bemerkte das nicht. Der Greigl und die Lisi waren zu sehr mit ihrem eigenen Glück beschäftigt, als daß sie sich nicht hätten von

der heitern Lebhaftigkeit des Franzl beruhigen lassen sollen, der unermüdlich Pläne für den Sommer machte, den er in Brunnen zuzubringen beschlossen hatte, um sich ganz vollständig wieder herzustellen, wozu auch der Arzt in tröstlichem Zuspruch, freilich mit trüben, besorgten Blicken, Hoffnung gab.

Noch war alles im Braunerschen Hause mit den Vorbereitungen für die Hochzeit beschäftigt, die Lisi fertigte ihren Brautstaat, und der alte Brauner mit dem Greigl bereitete alles für die neue Wirtschaft vor, welche in Haus und Hof eingerichtet werden und bei welcher das junge Paar nun die Hauptthätigkeit übernehmen sollte. Die frohe Hoffnung auf die Zukunft wurde noch durch den Umstand bestärkt, daß der Lorenz Stübinger seinen Vater bestimmt hatte, den Hof zu verkaufen und ein anderes Anwesen in einer entfernten Gegend zu erwerben. Der Beschluß war geschehen. Der alte Stübinger hatte ein gutes Geschäft gemacht und rüstete sich für die nächsten Tage zum Abzug, so daß also auch die finsteren Schatten der Vergangenheit nicht mehr auf das Glück des jungen Paares fallen würden. Da war in all diese freudigen Hoffnungen die Kunde von den Vorgängen in Schwanstein eingefallen, und auch in Brunnen war wie in

allen anderen umliegenden Ortschaften die Aufregung groß gewesen. Die jungen Burschen waren mit den Feuerwehren zum Schutz des Königs ausgezogen oder hatten sich in den Bergen mit dem Aufgebot des Buschmüller vereinigt. Diese heftige, in der ersten Aufwallung zu Gewaltthaten geneigte Erregung war freilich mit der Bekanntgebung der Regentschaft verschwunden, aber eine tiefe, schmerzliche Verstimmung lastete auf der ganzen Bevölkerung, welche den König oft so nahe gesehen hatte, ohne Zeichen einer gefährlichen Geistesstörung an ihm wahrzunehmen, und sich noch immer nicht in die Notwendigkeit einer so furchtbaren Katastrophe hineinzudenken vermochte.

Der Greigl und die Lisi saßen trübe bei einander. Das strahlende Glück war aus ihren Blicken verschwunden, und immer und immer wieder sprachen sie von der Güte des so großen und so unglücklichen königlichen Herrn, dem sie ihr Glück verdankten und der nun selbst von so furchtbarem Verhängnis betroffen war.

Am härtesten und schwersten hatte der Schlag den Franzl getroffen — ganz starr, wie betäubt, hatte er die Nachricht angehört, ein außerordentlich heftiger Hustenanfall mit starkem Blutauswurf hatte seinen gebrechlichen Körper erschüttert, und seit der

Zeit lag er schweigend und schwer atmend da auf seinem Ruhebett, das an das Fenster gerückt war. Das Christusbild stand auf einem Tisch neben ihm, er verlangte darnach und wollte die Gestalt des Heilands immer im Auge haben. Der schnell herbeigerufene Arzt hatte strengste Ruhe verordnet und verboten, den Franzl aufzuregen, damit nicht eine neue Erschütterung seine Kräfte erschöpfe.

Traurig war der Gottesdienst am Pfingsttage, dem sonst so fröhlichen Fest, gewesen — weinend hatten die Andächtigen alle vor dem Altar der kleinen Kirche gekniet, und man hätte glauben können, daß ein Trauergottesdienst stattfände.

Gegen Abend hielt es den Brauner nicht länger im Hause.

„Ich muß hören," sagte er, „wie es mit dem Herrn geht, wie er sein trauriges Schicksal erträgt und ob sie Aussicht haben, ihn zu heilen. Ich gehe nach Schwangau, dort werde ich alles erfahren." Der Greigl wollte ihn begleiten, aber er wies ihn zurück.

„Bleibe bei der Lisi und dem Franzl," sagte er, „sie haben's nötig, daß Du ihnen ertragen hilfst, was der Kraft eines gesunden Mannes benötigt."

So war er davongegangen, die beiden am Lager des Franzl zurücklassend.

In Hohenschwangau trat er in das Gastzimmer bei Vollnhals. Es waren einige Diener vom Schlosse da in dem Zimmer, das sonst eine Stätte für die heitere Vereinigung der Künstler gewesen war. Alle blickten traurig und finster, der Niggl saß allein an einer Ecke des Tisches; er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und wenn er zuweilen sich aufrichtete und den Blick wie in schmerzlicher Frage aufwärts wendete, sah man Thränen in seinen Augen blinken.

Der Vollnhals saß am Fenster. Auf einem kleinen Tisch vor ihm stand ein Käfig, darin saß ein hellgelber Kanarienvogel und ein Zeisig. Die Thür des Käfigs stand offen, und er redete den Tierchen schmeichelnd zu und lockte sie, auf seine entgegengehaltene Hand herauszukommen.

Der Brauner grüßte beim Eintritt in das Zimmer mit stummer Kopfneigung, dann drückte er dem Vollnhals kräftig die Hand.

„Wie geht's?“ fragte er.

Es verstand sich von selbst, daß diese Frage keine persönliche war, sondern sich nur auf den einen Gegenstand beziehen konnte, der alle Herzen erfüllte und alle anderen Gedanken zurückdrängte.

„Sie sagen ja, gut,“ erwiderte der Vollnhals; „in den Zeitungen, die aus München gekommen,

steht's, daß der Herr sich der ärztlichen Behandlung unterwirft — ob das gut zu nennen ist," fügte er schmerzlich hinzu, „das mag Gott wissen — aushalten kann er's ja doch nicht — welcher Mensch könnte wohl einen solchen Fall ertragen? Seht," sagte er, als der Brauner mit einem Ausdruck vorwurfsvoller Frage auf sein Spiel mit den Vögeln blickte, „das sind zwei Tierchen aus dem Vogelhause des geliebten armen Herrn, das er sich in seinem Schlafzimmer eingerichtet hatte dort oben im Schloß — dieser gelbe besonders war ihm ans Herz gewachsen. Das ist der Hansl, mit dem er immer sprach, den er in seine Hand nahm und der ihm dann seine besten Lieder vorsang, an denen er so viele Freude hatte — wollte Gott, daß er niemals andere Musik gehört hätte als das Lied der treuen und dankbaren Vöglein, in deren Seele keine Tücke und kein Falsch lebt!"

Der Brauner blickte fast voller Rührung auf die kleinen Vögel, welche immer noch still und traurig auf ihren Stäben saßen und keine Neigung zeigten, der Lockung des Vollnhals zu folgen. Dann ließ er seine Blicke im Zimmer umherschweifen.

„Ah," rief er plötzlich, „das ist schön, bei Gott, das ist schön!"

Er trat in die Mitte des Zimmers und blieb mit gefalteten Händen vor einem fast lebensgroßen Brustbilde des Königs Ludwig stehen, das der Thür gegenüber an der Mitte der Wand in einem schönen Rahmen aufgehängt war. Der König war dargestellt im einfachen Zivilanzug, wie er ihn gewöhnlich zu tragen pflegte, das Auge, ein wenig aufgeschlagen, schien irgend einem Bilde seiner Gedanken zu folgen, ein milder, freundlicher Zug lag um seinen Mund, und über das ganze edle Gesicht breitete sich ein wehmutsvoller Hauch wie ein leichter Schleier.

„Das hat August Spieß gemacht," sagte Vollnhals, sich nach dem Bilde hinwendend; „und es ist mir eine große Freude, daß ich das liebe Bild von dem Herrn da habe; kann man sich doch wenigstens erinnern, wie er aussah, ehe das schwere Unglück über ihn hereinbrach. Ich glaube kaum, daß es irgendwo ein besseres Bild gibt als das — Ihre Majestät die Königin-Mutter ist auch gekommen, als das Bild fertig war, um es zu sehen. O, es ist der größte Schatz meines Hauses!"

„Ja, bei Gott, so sah er aus," sagte der Brauner, immer mit gefalteten Händen zu dem Bild aufblickend; „einmal habe ich ihn auch so gesehen, als ich meine Kinder hinführen durfte zu ihm, damit

sie ihm dankten für all die Wohlthaten, die er ihnen erwiesen und die ich damals noch gar nicht so recht erkannte für meinen Franzl. Der arme, arme Herr —"

„Gott segne ihn, Gott segne ihn!" rief der Niggl, indem er aufstand und mit thränenden Augen zu dem Bild aufsah.

Alle anderen erhoben sich, falteten die Hände und wiederholten: „Gott segne ihn!"

Da kam der kleine Kanarienvogel, der bisher still auf seinem Stabe gesessen hatte, plötzlich aus dem Käfig heraus und flog auf die Hand des Vollnhals.

„Sieh da," sagte dieser, sich zu dem Tierchen herabbeugend, „endlich hast du dich doch entschlossen, zu mir zu kommen — du sollst es nicht bereuen; zu mir kannst du schon Vertrauen haben, denn ein treueres Herz als das meine schlägt wohl in der ganzen Welt nicht für deinen hohen Herrn, der an dir so viele Freude hat."

Der Vogel bewegte sich wie ängstlich hin und her, fast schien es, als ob er bei Vollnhals Schutz suchen wolle gegen irgend eine Gefahr. Er wendete unruhig den Kopf und schlug mit den Flügeln, wie es die Vögel thun, wenn sie in der Ferne irgendwo einen Raubvogel entdecken.

„Fürchte dich nicht, Hansl, fürchte dich nicht,"

sagte Vollnhals, „bei mir bist du sicher, bei mir geschieht dir nichts, und du sollst deinen Herrn nicht vermissen, wenn dein kleines Vogelherz nicht auch vielleicht mehr als die Menschen den Schmerz der Trennung von deinem Wohlthäter empfände.“

Der Vogel richtete sich auf, legte den Kopf zurück und begann laut zu schlagen. Es waren eigentümliche Töne, die aus seiner kleinen Kehle hervorklangen, an der die Federn sich aufsträubten. Bald in langgehaltenen Trillern, bald in weichen, rollenden Klagetönen schien das kleine Tier ein schmerzvolles Lied zu singen, das weit über das gewöhnliche Maß seiner Stimme durch das Zimmer klang.

„Er singt das Abschiedslied für seinen Herrn,“ sagte Vollnhals, „das hört man ja deutlich, wie weh es ihm ums Herz ist, und da will man noch sagen, daß die Tiere keine Seele haben und kein Gefühl für Liebe und Dankbarkeit!“

Die anderen waren hereingetreten und lauschten dem wunderbaren Gesange des Vogels, dessen langgezogene Klagetöne immer heller und lauter klangen.

Das Tierchen hatte sich hoch auf dem Finger des Vollnhals aufgerichtet, es breitete die Flügel aus, aus dem kleinen Schnabel klang es lang verhallend hervor wie ein Gruß in weite Ferne. Da

plötzlich brach der Ton ab, noch weiter spannten sich die Flügel, der Kopf senkte sich, und nach kurzem Schwanken fiel der Vogel von dem Finger des Vollnhals herab auf den Tisch.

„Hansl — Hansl — was hast du?“ rief Vollnhals ängstlich, indem er den Vogel in die Hand nahm und wieder auf seinen Finger setzen wollte; aber der Vogel regte sich nicht, schlaff hing sein Köpfchen zur Seite, die Füße streckten sich starr aus.

„Er ist tot — weiß Gott, er ist tot!“ rief Vollnhals, und vergeblich versuchte er, mit dem Hauch seines Mundes das regungslos auf seiner flachen Hand liegende Tierchen wieder zu beleben. Die anderen standen in düsterem Schweigen ringsum und blickten auf den Vogel, der in seinem Schmerzensliede sein Leben ausgehaucht hatte.

Vollnhals starrte bleich vor sich hin; seine Hand zitterte; langsam legte er den Vogel vor sich auf den Tisch. „Das ist ein Zeichen,“ sagte er, „ein böses Zeichen — die Tiere fühlen es, wenn ihren Herren Unglück naht. So wie der arme Hansl sang, habe ich noch nie einen Vogel singen hören.“

„Glaubt nicht solche Dinge, Vollnhals,“ rief der Brauner, der ebenso wie die anderen unter dem Eindruck des Vorganges schauerte; „dem Herrn geht's

ja gut, so gut wie's gehen kann — das habt Ihr mir ja selbst gesagt!"

Vollnhals schüttelte finster den Kopf.

„Seht hier," sagte er, nach der Uhr an der Wand deutend, deren Ticken laut durch das Zimmer schallte, „seht hier, sieben Uhr achtzehn Minuten — merkt euch die Zeit — merkt sie euch und betet mit mir für unsern armen Herrn!"

Niemand antwortete. Alle sprachen, die Häupter neigend, ein leises Gebet. Dann trug der Vollnhals den toten Vogel sorgsam in seiner Hand fort. Einer nach dem andern ging hinaus, auch der Brauner kehrte in düsterem Ernst nach Hause zurück.

In des Brauners Haus hatten während seiner Abwesenheit die Lisl und der Greigl still Hand in Hand bei einander gesessen, sie sprachen mit einander von dem Könige, der noch zuletzt in seiner Herrschaft ihr Glück begründet hatte. Der Greigl erzählte gar viele Züge von ihm, wie er überall so freundlich und wohlthätig gewesen und wie er durch reiche Geschenke es jedesmal wieder gut gemacht, wenn er durch irgend einen Fehler seiner Diener zu aufbrausendem Zorn sich hatte hinreißen lassen. Wie hätten sie auch anders sprechen können in dieser traurigen Zeit, in welcher nur der arme König allein

in allen Herzen lebte und in welcher nur sein Name von allen Lippen klang.

Der Franzl saß stumm an seinem Fenster, zuweilen schien es wohl, als ob er gehört, was die beiden sprachen, denn er sah mit seinen großen Augen herüber, wenn der Greigl irgend etwas Schönes vom König erzählte, und nickte wohl wehmütig lächelnd mit dem Kopf, aber er sprach nicht mit und hauchte nur ganz leise ein Dankeswort, wenn die Lisi ihm von Zeit zu Zeit seinen Trank reichte oder der Greigl kam, um die Kissen zurechtzulegen, welche seinen Rücken stützten.

Immer tiefer sank die Sonne herab, der rosige Abendschein fiel auf das Marmorbild des Heilands und übergoß das edle Antlitz mit dem Schimmer des Lebens.

Der Franzl blickte wie verklärt auf sein Werk, und auch der Greigl und die Lisi wurden nicht müde, immer wieder das Bild anzuschauen, das ihnen so schön noch niemals erschienen war. Schon hatte die alte Uhr auf der Hausdiele die siebente Stunde geschlagen. Stumm saßen die drei bei einander — die Abendruhe der Natur hat ja so etwas Friedliches an sich, daß ihnen andächtig zu Mute wurde wie in der Kirche. Da plötzlich zuckte der Franzl

in einem schmerzlichen Aufschrei zusammen, er streckte die Hände aus und dehnte seine Brust, als ob er Luft suche; seine glänzenden Augen blickten starr aufwärts, und ein leichter roter Schaum färbte seine Lippen. Erschreckt eilte die Lisi zu ihm hin und wollte ihm seinen Trank reichen. Der Greigl trat heran und stützte mit seinem starken Arm den unruhig zuckenden, gebrechlichen Körper des Kranken.

„Franzl — Franzl," rief die Lisi, entsetzt über den Ausdruck in dem Gesicht ihres Bruders, „was ist Dir?"

Aber der Franzl antwortete ihr nicht, immer blickte er aufwärts, als ob er weit, weithin in die Ferne schaue, seine Brust arbeitete, sein Atem röchelte, und mühsam abgebrochene Worte hervorstoßend, flüsterte er:

„Ja, ja, das ist er — so herrlich, so königlich, so freundlich und licht, wie ich ihn gesehen, und doch wieder so viel größer und feiner, einem Engel des Lichts gleich — immer höher, immer höher schwebt er auf zu den goldenen Wolken, um seine Füße rauschen die Wogen, sein Haupt ist umstrahlt von rosigem Licht — Du hast mich geschützt auf Erden — der Schönheit hast Du mein Auge und mein Herz geöffnet — nimm mich mit Dir, mein König, in das Reich der Schönheit, ohne Fleck und Fehl — in das Reich des ewigen Friedens. Frieden —

Frieden!“ wiederholte er immer leiser. Seine Stimme erstarb in einem röchelnden Atemzuge, sein Haupt sank auf den Arm des Greigl zurück; seine Augen brachen — ein letzter schwerer Seufzer rang sich aus seiner kranken Brust, seine Arme sanken schwer herab.

„Um Gottes willen, was ist das?“ rief die Lisi; „das ist schlimmer als alle früheren Anfälle — so war er noch nie!“

„Lisi,“ sagte der Greigl tief erschüttert, „ich glaube, es ist aus mit dem Armen.“

„Haltet ihn — haltet ihn — stützt ihn,“ rief die Lisi, „ich will den Herrn Pfarrer holen!“

Sie stürmte davon. Der Greigl blieb allein bei dem starren, bewegungslosen Franzl. Wohl durchschauerte es ihn, als er fühlte, wie der Körper immer starrer wurde und allmälich erkaltete, aber er hielt treu aus und stützte ihn immer noch mit seinen Armen — es ist ja so schwer, daran zu glauben, daß ein teures Leben nun wirklich erloschen.

Das Marmorbild stand da, vom goldenen Abendlicht umflossen, und dem Greigl kam es vor, als ob das Christusbild mit mildem Lächeln segnend das Haupt neigte.

Endlich kam die Lisi mit dem Geistlichen zurück. Dieser legte die Hand auf die Stirn des Franzl,

dann lauschte er nach dessen Atem und prüfte seinen Herzschlag.

„Er ist tot,“ sagte er.

Die Lisi brach schluchzend zusammen. Der Greigl ließ sanft den mehr und mehr erstarrenden Körper in die Kissen zurücksinken.

„Weint nicht,“ sagte der Geistliche, „Gott hat ihn heimgerufen, ohne daß er die Gnade des heiligen Sakraments empfangen konnte, aber da steht ja der Heiland an seinem Lager, dessen Bild er aus seinem frommen Sinn heraus schuf — ‚Laßt die Kindlein zu mir kommen‘, steht unter dem Bilde geschrieben — ich bin gewiß, daß auch der Erlöser bei ihm war und auch zu ihm das Wort sprach, das seine Kinder heimruft in den ewigen Frieden.“

Er segnete den Toten und sprach, während der Greigl und die Lisi neben ihm knieten, die Gebete, welche die befreiten Seelen geleiten auf ihrem Wege zur Ewigkeit.

Der Brauner trat ein. Entsetzt blieb er auf der Schwelle stehen. Er nahm seine Mütze ab und faltete die Hände — was hier geschehen, darüber konnte er keinen Zweifel haben.

Als die Lisi endlich den Vater erblickte, sprang sie auf und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Der Franzl,“ rief sie schluchzend, „der liebe, arme Franzl ist tot!“ und mit zitternder Stimme, von Weinen unterbrochen, erzählte sie, wie das so plötzlich gekommen und wie die letzten Worte des Bruders dem König gegolten, den er zu sehen gemeint.

Der Pfarrer trat zu dem Brauner, um ihm Trost zuzusprechen.

Der Brauner aber hörte kaum darauf.

„Wann war es,“ fragte er atemlos, „wann war es?“

„Es mochte wohl gegen halb acht Uhr sein,“ erwiderte der Greigl; „es hatte sieben geschlagen, als der tödliche Anfall kam.“

„So ist's, so ist's!“ rief der Brauner; „der arme Franzl und der kleine Vogel — er hatte ja beiden wohlgethan, und des Menschen Wohlthaten auf Erden folgen ihm nach zum Himmel. Laßt uns beten für den Franzl, der ja im Himmel sein muß, da er den Heiland schon auf Erden hat schauen dürfen, um sein Antlitz so schön bilden zu können! Aber,“ fuhr er feierlich fort, „laßt uns auch beten für den König, unsern Herrn — auch er ist bei Gott allem irdischen Jammer entrückt, der so schwer sein Haupt getroffen.“

Der Brauner kniete an dem Sterbelager nieder und betete inbrünstig für seinen Sohn und für den

König, denn er war in seinem Herzen gewiß, daß beide zugleich eingegangen seien zum ewigen Frieden.

*

Der Brauner und der Vollnhals hatten recht gehabt. Zu derselben Stunde, in welcher der kleine Vogel sein klagendes Abschiedslied gesungen und der arme Franzl mit dem Wort des Friedens auf den Lippen zur Ewigkeit eingegangen, war der König allem irdischen Jammer entrückt worden. Sein ungezähmter, feuriger Geist, der wie ein wunderbares, unbegreifliches Flammenzeichen aus einsamer Ferne die verwunderte Welt überstrahlte, war erloschen in den kühlen Fluten des Starnbergersees, aus denen vordem schon oft dem Könige mahnende Schattengestalten gewinkt hatten. Von dem weinenden Volk begleitet, war der erlauchte Tote nach München gebracht und dort vor der Beisetzung in der Gruft der Michaeliskirche, deren Uhr in der Sterbestunde zu so wunderbarem Totengeläut erklang, in der alten Schloßkapelle aufgebahrt worden. Vor dem schwarz verhängten Hochaltar stand unter einem bis zur Decke hinaufreichenden, von der Königskrone überragten Baldachin ein schräg gehaltener Katafalk,

der das Paradebett in Form eines Sarkophags trug. Ringsum waren auf drei Etagen fünfzig schwere silberne Leuchter aufgebaut, deren brennende Wachskerzen den düstern Raum erleuchteten; hieran schloß sich ein Hain von wundervollen Topfgewächsen. Eine riesige Fächerpalme beschattete das Haupt des Königs. Das Bett des Sarges war mit schwarzem Sammet drapirt und stand auf einer Unterlage von Hermelin, der, zu Häupten heraufgeschlagen, zugleich das Kopfkissen bildete.

Der König trug, ganz entsprechend seinem idealen, dem alten Rittertum zugeneigten Sinn, die schwarze, etwas phantastische Tracht der Hubertusritter mit Spitzenjabot und Aermelspitzen. Der schwarze Sammetmantel mit weißem Atlasfutter hing zu beiden Seiten über den Sarg herab. Des Königs Haupt war unbedeckt, die Augen fest geschlossen, die Lippen wie schmerzvoll zusammengepreßt, aber auf dem wachsfahlen Gesicht mit den edlen Zügen lag der Ausdruck des Friedens wie im stillen, ruhigen Schlummer. Um den Hals schlang sich die große Diamantenkette des Hubertusordens. In der rechten Hand hielt der tote König einen großen Strauß von Jasmin, den ihm die Kaiserin von Oesterreich, welche in Feldafing weilte, als letzten Gruß gesendet. Die Linke ruhte auf dem Griff des Schwertes der Hubertusritter.

Rings um den Treppenaufbau des Paradebettes liefen Guirlanden von Rosen und Jasmin. Zu den Füßen des Königs lag ein goldener Lorbeerkranz, weiter unten stand auf einem geschnitzten Eichentisch ein silberner Kessel mit Weihwasser. Links von der Leiche kniete auf einem schwarz drapirten Betschemel der Kanonikus der Hofkirche. Zu beiden Seiten des Sarges standen, unbeweglich wie die Säulen, je drei graubärtige Hatschiere in ihren prachtvollen Uniformen, die Hellebarden in der Rechten. Hinter diesen rechts drei Offiziere des Leibregiments, links drei Hofkavaliere in Galauniform. Militärposten und Gendarmen bewachten die Eingänge, und Hausoffizianten regelten den Verkehr des Volkes, das in unzählbaren Massen kam, um den geliebten König noch einmal zu sehen. Es fand eine ungeheure und unaufhörliche Leichenparade des bayrischen Volkes aus allen Provinzen vor seinem toten Könige statt, alle trugen Trauerkleider und Flor. Alle Standesunterschiede hörten hier auf — wahllos unter einander gemischt traten Kavaliere, Damen, Hofoffizianten und Würdenträger, geringe Beamte und Arbeiter zum Sarge des Königs, um unter kurzem Gebet einen letzten Blick auf das starre Antlitz des geliebten Toten zu richten: Man hörte keinen andern Ton

als das leise Schluchzen der Frauen, und unter den Männern blieb kaum ein Auge thränenleer.

Unter der Menge bewegte sich eine hohe Gestalt, ganz in Sammet gekleidet, ein Spitzentuch nach spanischer Weise um das Haupt geschlungen. Sie trat wie die übrigen alle zu dem Paradebett heran, die großen dunklen Augen flammten mit wunderbarem Ausdruck zu der königlichen Leiche herüber, auch ihre Lippen bewegten sich wie die aller anderen, aber wer ihren Blick beachtet hätte, würde sich vor demselben entsetzt haben, und wer den Hauch ihrer Lippen belauscht hätte, der würde statt des Gebets die zischenden Worte vernommen haben:

„Ich bin gerächt und besser noch als durch die Kugel des Ungeschickten, die ihr Ziel verfehlt.“

Noch einmal wendete sie am Ausgange das Haupt zurück, noch einmal flammten ihre Blicke zu dem edlen, friedensvollen Antlitz des Königs hinüber, dann eilte sie, schnell zwischen der Menge dahingleitend, der Treppe zu.

Auch der Brauner zog vorbei an dem Sarge mit der Lisi und dem Greigl. Sie hatten am Morgen den Franzl begraben auf dem Friedhof zu Brunnen, und ihre Gebete mochten wohl wie segnende Friedensengel das Haupt des toten Königs

umschweben — dann kam auch der Alisi Breitlinger mit der Maria Borischa. Der Alisi trug seine Uniform und sein eisernes Kreuz, und die Maria Borischa war in tiefer Trauer und hielt einen Strauß von blauen Enzianen in der Hand, und obgleich das eigentlich nicht erlaubt war, so legte sie die Blumen doch nieder unter die Topfgewächse, welche den Katafalk schmückten. Als sie sich dazu niedergebeugt, sah sie neben sich eine Frau in der Tracht der Miesbacher Bäuerinnen, mit einem Tuch um den Kopf, das fast das ganze Gesicht verhüllte. Auch diese Frau legte ein kleines Sträußchen von Edelweiß unter die Blattpflanzen, die Maria Borischa streifte sie, und es kam ihr vor, als ob ein eiskalter Hauch sie durchschauerte. Erschrocken blickte sie auf. Sie sah unter dem Spitzentuch ein bleiches Gesicht und Augen, die in wundersamer Starrheit sie anschauten. Erschrocken wich sie zurück. Die Bäuerin, welche neben ihr gestanden hatte, trat wieder unter die übrigen, und als die Maria Borischa sie mit ihren Blicken verfolgte, da war sie verschwunden, und keine Spur mehr war von ihr zu entdecken. Maria Borischa war wie gelähmt und stützte sich auf den Arm des Alisi, der nach dem Katafalk hinübersah, als ob er sich für alle Ewigkeit das blasse Gesicht

des Königs einprägen wollte, dessen jugendschönes Bild ihm einst das Leben gerettet.

Der Linsmaier folgte den beiden und schämte sich nicht, zu schluchzen wie ein Weib. Dann kam der Buschmüller; er blieb stehen zu Füßen des Sarges, blickte hinauf nach dem bleichen Gesicht des Toten und sprach ein stilles Gebet; dann richtete er sein Haupt mit dem weißen Haar hoch auf und sprach:

„Gott segne Dich, mein Herr und König! Du hast das Recht geschützt und die Wahrheit gehört, Du hast den Kaiser im Untersberg geweckt, daß er heraufgestiegen ist nach langem Schlummer, sich zu freuen über des deutschen Reiches neue Herrlichkeit — unser treuer Herrgott wird auch Dich dort oben erwachen lassen zur ewigen Freude!"

Er streckte segnend die Hand aus, dann schritt er weiter an dem Katafalk vorbei und folgte den übrigen.

Wohl war man ringsum erstaunt gewesen über die Worte des alten Mannes, die man nicht verstand, aber sie waren ja gut gemeint gewesen und ein Segen für den Heimgegangenen. Niemand fragte weiter, aber mit wehmütigen, freundlichen Blicken sahen alle dem Alten nach.

Als sie nun auf dem Schloßhof angekommen waren, schmiegte die Maria Borischa sich ängstlich

an den Alisi. „Hast Du die Miesbacher Frau gesehen,“ fragte sie, „mit dem Edelweiß?“

Der Alisi schüttelte den Kopf — er hatte nichts gesehen als das Antlitz seines entschlafenen Königs.

„Das war nichts Lebendiges,“ sagte die Maria Borischa; „Todeskälte strömte von ihr aus, und die Blätter welkten; ich sah es wohl, wo jene weißen Blumen lagen — das war kein guter Geist, der da dem Sarge nahte.“

Der Alisi schüttelte den Kopf.

„Laß solche Sorgen, Maria Borischa — wo er hingegangen ist, da haben böse Geister keine Macht — laß uns beten alle Tage, daß wir ihm einst folgen mögen in das ewige Lichtreich, in dem die Engel Gottes ihm ihren Gruß entgegenrufen.“

Schnell kehrten sie nach ihrem Gasthof zurück und fuhren heim nach Beuerwald, und als sie die Berge erreicht hatten, die des verklärten Königs Heimat gewesen, da löste sich der starre Schmerz in liebevolle, wehmütige Erinnerung, um ihr Heiligtum zu bleiben für ihr ganzes künftiges Leben.

Blinde Liebe.

Roman

von

Hugo Klein.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Dieses Werk fesselt vor allem durch die Originalität seiner Motive — es ist der „Roman des Blindeninstituts“. Zwei Blinde, die sich nie gesehen und nie gesprochen, die nie mit einander verkehrt haben, werden durch das Band der Liebe verknüpft — gewiß ein seltsames Problem, das jedoch seine natürliche Lösung findet, wenn wir wahrnehmen, daß der Gesang die Annäherung vermittelt und daß sich die jungen Herzen an Liedern berauschen. Wie diese merkwürdige Liebe entsteht, sich entwickelt und zur vollen Entfaltung gelangt, das ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert und durchgeführt und fesselt den Leser in ganz außerordentlichem Maße.

Schwarze Schatten.

Roman von

H. Rosenthal-Bonin.

Preis geheftet *M.* 4. 50; fein gebunden *M.* 5. 50.

Der Verfasser, dessen Virtuosität in der Schilderung von Land und Leuten seinen Romanen eine so ausgeprägte Physiognomie und einen so großen Reiz verleiht, hat diesmal New-York zum Schauplatz seiner Erzählung gewählt und auf dem Untergrunde des großartigen und eigenartigen Lebens dieser Weltstadt ein Bild der Metropole der Union geliefert, das in seiner Vielseitigkeit und Schärfe wahrhaft frappirend wirkt. Die kühn gestaltete Geschichte dieses Romans führt uns in das Getriebe des Hafens, in die Kreise der vornehmsten New-Yorker Gesellschaft, läßt uns in die Organisation der Diebeswelt schauen, schildert das Leben der großen Hotels, läßt uns teilnehmen an Sensationskonzerten und Geschäftsmanövern, führt uns durch Straße und Salon, Gefängnis, Gerichtssaal, Spitzbuben- und Verbrecherschlupfwinkel, Klubs und Offices: Alles zieht an unseren faszinirten Blicken vorüber, ein gewaltiges Bild und doch bis ins minutiöseste Detail ausgemalt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Mohr von Berlin.

Roman von

Georg Horn.

3 Bände. Preis geheftet *M.* 10. —; fein gebunden *M.* 13. —

In heutiger Zeit, wo aller Augen mit Interesse und Spannung auf die Erfolge unserer Marine und unserer überseeischen Kolonisationsbestrebungen gerichtet sind, wird man mit verdoppeltem Interesse einen Roman zur Hand nehmen, der, wie dieser, die ersten deutschen Unternehmungen zur See und in fremden Weltteilen zur historischen Grundlage hat. Aber auch abgesehen von dieser besondern Rücksicht sind die Zeiten des großen Kurfürsten, die Vorgänge an seinem Hof und die weitgehenden Projekte, die seinem kühnen Geist ihren Ursprung und ihre Verwirklichung verdankten, ein überaus anregender Darstellungsstoff.

Ein Feenschloß.

Roman von

Detlev von Geyern.

3 Bände. Preis geheftet *M.* 12. —; fein gebunden *M.* 15. —

Der Autor schildert die Zustände am spanischen Hofe gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der französischen Revolution, welche in ihren Folgen so verhängnisvoll auf die Schicksale Spaniens einwirken sollte. Die politischen Konstellationen der damaligen Zeit, sowie die Charaktere der maßgebenden Persönlichkeiten sind von dem Verfasser mit sorgfältig durchgeführter historischer Treue auf Grund eingehender Studien dargestellt. Der indolente, von der Last der Krone ermüdete König Karl IV., die stolze, sinnlich heißblütige, in ihrer Liebe eigensüchtig herrschbegierige, in ihrer Eifersucht erbarmungslos grausame Königin Maria Louise, sowie der seinem Ehrgeiz alle Rücksichten auf seinen König und sein Vaterland opfernde Günstling, Don Manuel Godoy, sind die Hauptgestalten der historischen Handlung, an welche sich der ganz der Dichtung angehörende Roman in den Figuren zweier Hidalgos anschließt, die ihrerseits wieder als Typen ihres Standes gezeichnet sind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände. Preis geheftet *M.* 20. —; fein gebunden *M.* 25. —

Von seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller an hat der Verfasser die deutsche Lesewelt alsbald zu fesseln und ihre Gunst sich unverändert zu erhalten, ja, sich immer tiefer in derselben festzusetzen gewußt. „Die Lehnsjungfer“, sein jüngstes Werk, ist ohne Frage zugleich seine reichste und inhaltschwerste Schöpfung. Ihre Hauptverwicklungen fußen auf einem altmecklenburgischen Rechte, vermöge dessen an Stelle eines fehlenden männlichen Majoratserben die Tochter eines Lehnsherrn unter gewissen Bedingungen das Erbe einer Lehnsherrschaft antreten kann. So sehr aber auch die Titelheldin sich durch ihr tief und edel angelegtes Wesen in die Herzen der Leser einschmeichelt, noch näher tritt uns ihr energischer Vetter, der prächtige Curd von Oldenfleth. Wir begleiten ihn ins Kadettenhaus und auf die Rennbahn, beobachten ihn als strammen Offizier bei den Konflikten des Jahres 1848 und auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866, dessen kriegerische Entwicklungen mit ebenso erstaunlicher Sachkenntnis als plastischer Darstellungskraft geschildert sind, und sehen ihn zuletzt nach langen Irrfahrten in den Hafen einlaufen, der diesem hochgemuten Odysseus endlich die Befriedigung seiner Herzenswünsche bringt. Um die Geschicke der beiden Hauptpersonen aber rankt sich eine Fülle fesselnder Episoden, durch welche der Verfasser bethätigt, daß er das Leben der untersten Volksklassen nicht minder mit vollem Verständnis und warmem Herzen erfaßt hat als dasjenige der gebildeten Stände und der vornehmen Welt. Durch all diese Eigenschaften und eine hohe Kunst des scheinbar ganz natürlich und schlicht sich entwickelnden Vortrags wird der Roman einen Platz ersten Rangs in der erzählenden Literatur unserer Tage behaupten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gipfel und Abgrund

Bd.: 4.

(1888)